Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1824)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655559

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gruß des Hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1824.

„Chunst aber einist? lahme Bot!
„Du bringst wohl luter lahmi Sache?“
Henu! Geits Hüst nit, geits doch Hott!
Wers cha, darfs mira besser mache.
U han i schon es hölzigs Bey,
Bi mir hinkts wäger nit allei.

Der Polizeyer strycht nit ful,
De Hüsre na, wo d'Lüt la taufe.
Warum? Da gits es schmutzigs Mul;
Derweile lat er d'Bettler laufe.
Drum han i schon es hölzigs Bey,
So hinkts bi mir doch nit allei.

Der Wirth wird wohl e Täufer sy!
En Ehrema — bhüt Gott! — darnebe.
Er het vom allerbeste Wy,
Er chunt vo — Suregrauech-Rebe.
Drum, han i schon es hölzigs Bey,
Es hinkt bi mir doch nit allei.

Der Schnyder seit: uf Ehr und Treu!
„Mein nit daß i di öppe chuzli!“
„Er mißt: feuf Ell bruchts bis a d'Chneu!“
Er nimmt das Tuch, und bringt -- es Mutzli.
Drum, han i schon es hölzigs Bey,
Es hinkt bi mir doch nit allei.

Der Schuster schwert: bai mainem Laist!
„Ich mache maine Arwait tüchtig.“
He nu! We dus nit besser weist,
So ists mit Lumpeleder richtig.
Drum, han i schon es hölzigs Bey,
So hinkts bi mir doch nit allei.

E

Der Müller dert, my Treu i glaub
Er wird ech gly drey Centner wäge.
„Du Nar! Das chunt vom Mühlistaub.“
Der Bur wüßt öppis anders zsäge!
D'rum, han i schon es hölzigs Bey,
Es hinkt bi mir doch nit allei.

Der Schmid, der Schlosser und der Deck,
Der Maurer, Zimmermann und Gerber,
Der Hafner, Schreiner und der Beck,
Der Weber, Bleiker und der Färber,
Si wüsse: trotz dem lahme Bey,
Hinkts doch bim Bott gwüß nit allei.

Drum nüt für ungut, söttet ihr,
Der hinkend Bott nit geng uslache.
En jedere wüsch vor syner Thür,
U luegi zerst uf syner Sache.
Denn jas gwuß, trotz mym lahme Bey,
Hinkts doch bim Bott ja nit allei.

Wie geht's in der Welt?

So fragt mancher den Boten, wenn dieser von seinen langen Reisen zurück kommt und alles aufs Haar weiß, was der Türkische Kaiser macht zu Konstantinopel, und der berühmte Kachelkrämer zu London, und der Gouverneur vom Vorgebirg der guten Hoffnung, und die Lapländer, denen der Verstand im Hirn gefriert. Wie geht's in der Welt? — Aber der Bote hat von seinem Gevater, dem Schulmeister gelernt, daß es nicht gut ist alles zu sagen was man weiß; und da muß er denn freylich oft die Menschen abspeisen, so gut es gehn will. Zum Beyspiel so fragen im Wirthshause zu O. ein Paar junge Leute den eintretenden Boten: — wie gehts in der Welt? Denen hat er also geantwortet: „Also gehts in der Welt: die Kleinen klagen über die Großen, daß sie ihnen zu groß sind, und die Großen klagen, daß die Kleinen nicht gehorchen wollen: — Die Armen klagen über die Reichen, daß sie ihnen nicht genug helfen, und die Reichen klagen über die Armen, daß sie nur betteln und nicht arbeiten wollen: — Die Jungen klagen über die Alten, daß diese ihnen die Freude mißgönnen und zu wenig Geld geben: und die Alten klagen, daß die Jungen immer nur und je länger je mehr tanzen, spielen, saufen und juhayen wollen! — Die Zuhörer klagen, daß die Pfarrer immer über ihre Sünden predigen, und die Pfarrer klagen, daß niemand sie hören und ihnen glauben und folgen will! Die Aeltern klagen, daß die Schulmeister eine neue Lehre eingeführt haben, und die Schulmeister klagen, daß man die Kinder zu wenig schickt und sie zu früh aus der Schule wegnimmt. — Die Handwerker klagen, daß die Handwerke verpfuscht sind, und ihre Kunden klagen, daß auch die Arbeit verpfuscht werde! — Alle aber klagen, daß alles so theuer und dabey wenig zu verdienen sey, und dennoch brauchen alle dreymahl mehr als ihre Väter! So gehts in der Welt!

Da haben die Zuhörer sich abgewendet vom Boten, haben ihren Schnaps oder Wein

ausgetrunken und sind fort gegangen, und hat keiner vergelts Gott gesagt! So mahnt sie der Bote hier an ihre Schuldigkeit!

Mittel um bald reich zu werden.

Der Bote hats in dem Stück wie die Schatzgräber. Diese wissen recht gut andern zu sagen, wo das Geld haufenweis so vergraben liegt, sie könnens nur nicht selbst herausbringen. Es ist immer etwas im Weg, zum Beyspiel etwa eine Constellation. So weiß ich viel Mittel um reich zu werden, bin aber doch selbst arm! Warum? Mein Holzbein ist mir im Wege. — Euch aber will ichs ehrlich offenbaren. Rauchst du gern Taback? Trag die Pfeife bey dir, aber kein Taback. Trifst du einen an, der seine Pfeife eben stopft, so zieh die Kappe ab, sag höflich: mit Verlaub! und stopf deine Pfeife mit fremdem Taback; du gewinnst so manchen schönen Batzen. Trinkst du Anne Margret gern Kaffe? Spahr dein Geld! Geh zur Nachbarinn, zähl ihr allerley Neues über die Leute, lüg über ihren Mann, du kriegst was du willst, und ein Vierteli Nidle oben drein in den Sack. — Willst du gern einen grossen Misthaufen haben? Spazier beym Mondschein auf der Straße herum und lies die Roßfeigen auf, biß du alle Säcke voll hast. Die Bettler brauchen eben nicht alles zu haben, es ist den Bauern auch etwas zu gönnen! Ißt dir dein Gesinde zu viel? Gieb ihnen graues Brod und stinkendes Fleisch, der Appetit wird ihnen schon vergehen. Du hast sie ja zur Arbeit gedungen, und giebst ihnen den Lohn nicht für das Essen. — Bist du krank? geh ja nicht zum Doktor! Das kostet gar viel? Du könntest dir ja dafür einen Todtenbaum machen lassen. Du hast wohl noch ein altes Trank für eine Kuh, warum sollt es für dich nicht gut seyn? — Mußt du einmahl Noth oder Ehren halben ein Schöplein im Wirthshaus trinken, so schütte säuberlich, daß nichts daneben geht, lege dann das leere Gütterlein auf den Bauch, wisch indessen die Brodtbrosmen zusammen und leck sie auf, dann hurtig das Gütterlein ausgeleert, was gilts es sind noch zwey Tropfen darinn oder wohl gar drey, die sonst dem Wirth zu gute gekommen wären. Solcher Künste weiß der Bote noch viele. Er kann sie aber doch nicht brauchen, wie gesagt sein Holzbein ist ihm im Wege! — Ey! ihr erz Geizracker!

Vergleichung zwischen Vormals und Jetzt.

Vormals hatten die Menschen einen festen Körper. Jetzt sind sie gelenksamer, niedlicher aber schwächer. — Vormals galt das Jugendalter nichts; jetzt reden die Knaben lauter als die Männer. — Vormals dachte man über wichtige Gegenstände viel Falsches, aber man meynte es doch ehrlich; jetzt sind es kleine und grosse Gegenstände, worüber der Witz abspricht. Vormals hielt man am Aberglauben; jetzt ist Unglauben an allen Thüren und Thoren hörbar. — Vormals verbrannte man Hexen, jetzt mordet man edlere Geister durch Zweifelsucht. — Vormals war der Gottesdienst zeremoniös und mit Allfanzereyen überladen; jetzt ist alles lau und kalt, und die Kirchen stehen fast leer. — Vormals hieß es ein redlicher Schweizer; jetzt haben wir französisirte Schweizer. — Vormals verfolgten uns auswärtige Feinde, und wir widerstunden dem fremden Trotze; jetzt sind wir uns selbst überlassen, und fröhnen der

Weichlichkeit und dem Luxus, welches die abscheulichste Sclaverey ist. — Vormals waren wir damit beschäftigt dem Vaterland durch Thaten zu zeigen wer wir sind; jetzt singen und dichten wir Lieder zu unserm Lobe, und preisen immer zuerst uns selbst. — Vormals waren die Leute reich und häuslich; jetzt haben sie weniger und brauchen mehr. — Vormals war ein bescheidner Sonntags-Rock, den ein gesitteter Mann sein ganzes Leben in Ehren hielt; jetzt wechseln wir unsre Röcke wie unsre Launen. — Vormals war alles wohlfeiler und man sparte; jetzt ist alles theurer und man verschwendet. — Vormals war eine schöne Familien-Freundschaft etwas vorzügliches und erfreuliches; jetzt ist man gegen einander gleichgültig und kennet sich kaum. — Vormals waren die Leute herzlicher; jetzt sind sie raffinirter. — Vormals waren sie gutmüthig und offen; jetzt sind sie verschlagen und verstekt. Vormals machte man schöne Vermächtnisse für Spithäler und arme Verwandte; jetzt nimmt man die Schande der Verschwendung mit ins Grab.

Billig sind in allen Zeiten einige Ausnahmen gewesen, und so giebt es auch heute noch rühmliche Familien, die dem Schlendrian der Menge nicht folgen. Aber der Allgemeingeist war so und ist so, wie er hier vorgestellt ist. Was haben wir nun bey all unsrer Aufklärung gewonnen?

Ein grosser Spitzbube.

Mit Nächstem gedenkt der Bote ein Buch heraus zu geben, unter dem Titel: Musercharte von Spitzbuben. Da werden vorkommen: Grosse, kleine, ganze, halbe, dreyviertel Spitzbuben. Ferner: feine und grobe; listige und dumme; freche und furchtsame; einfache und zusammengesetzte; redende, schreibende, handelnde u. s. w. Alles mit Beyspielen erläutert. Hier ein Müsterlein von einem grossen Spitzbuben.

Zu Paris langte ein vornehmer Herr an. So meints wenigstens der, bey dem er mehrere prächtig meublirte Zimmer miethet. Er giebt sich für einen schwedischen Grafen aus, zeigt viel Geld und macht grossen Aufwand. — Unter anderm bestellt er bey einem Goldschmied einen prächtigen Schmuck mit kostbaren Edelsteinen. Der Goldschmied bringt ihn am Morgen ins Haus. Der Herr bemerkt dieses und jenes, wünscht diese und jene Verbesserung, heißt die Rechnung machen; und sagt dann: er wolle der Frau Gräfinn, die noch im Bette im Nebenzimmer liege, den Schmuck auch zeigen, er nimmt ihn, geht ins andre Zimmer, läßt die Thüre halb offen, und der Goldschmied hört ein Gespräch, worinn er eine weibliche Stimme zu erkennen meint. — Jetzt wirds still — er geht hinüber — kein Mensch ist da. Der Spitzbube hat sich mit dem Schmuck von mehr als Tausend Thaler an Werth davon gemacht, und alles Nachfragen ist vergeblich. Das war doch wohl ein recht grosser Spitzbube!

Der rückgängig gewordene Handel.

Ein betrunkener Soldat sah seinen Major die Strasse herunter reiten, und statt ihm aus dem Wege zu gehen, trat er zu ihm, hielt das Pferd an und fragte: „Wie viel wollen Sie für das Pferd haben, Herr Major?“ Der Major ließ ihn auf die Wache bringen. Am andern Morgen, als der Arrestant vor ihn geführt wurde, fragte er ihn, ob er noch Willens sey, das Pferd zu kaufen? — „Ach nein, Herr Major,“ antwortete er, „der Liebhaber, der es gestern haben wollte, ist diese Nacht weggereiset.“

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

In Deutschland starb ein wohlhabender Bauer, und hinterließ seinen zwey Söhnen ein ansehnliches Vermögen, bey dem sie Beyde recht glücklich hätten seyn können. aber sie wurdens nicht, weil sie den Frieden nicht hatten! Unter den Gütern des Vaters befand sich nämlich ein schöner Baumgarten, den der Vater selbst angepflanzt hatte, und der schöne Früchte trug; den wollte nun jeder haben, und keiner gönnte ihn dem andern. Sie wurden uneinig, schimpften und zankten erbärmlich.

Der Pfarrer vernimmt die unglückliche Zerwürfniß, und geht hin um die Brüder zu versöhnen. Zankt doch nicht, sprach er, um des Gartens willen; der Verständigste trete ihn dem andern lieber ab. — Das thue ich nicht, sagt Stephan! — Ich auch nicht, sagt Klaus. Nun laßt das Loos entscheiden, spricht der Pfarrer. Ich loose nicht sagt Stephan; — ich auch nicht sagt Klaus, So behaltet ihn, bearbeitet ihn gemeinsam und theilt die Früchte!

Daraus wird nichts, antwortet Stephan. — Ich will ihn allein haben, sagt Klaus.

Nun so verkauft den Baumgarten, und theilt das Geld.

Nichts davon — sprachen Beyde.

Nun — so thut, was ihr wollt, sprach der Pfarrer. Ihr werdet aber bald erfahren, wie unglücklich die Leute sind, die sich hassen, und mit einander prozediren.

Nun giengs also los! Schrift auf Schrift ward verfaßt. Es ward Papier verschrieben, daß man den ganzen Baumgarten samt den Bäumen hätte darein wickeln können. Mehrere Jahre währte der Streit. Haß und Verfolgung verbitterte beyden Brüdern das Leben mit Essen und Trinken und Schlafen. Endlich werden sie zum Abspruch vorgeladen. Jetzt wird man sehn, wer Recht hat, denkt jeder. Der Baumgarten ist gewiß mein! — Wie lautet das Urtheil? „Der streitige „Baumgarten soll verkauft, und aus dem „Erlös die Kosten des Prozesses bezahlt „werden!“

Weis der Leser, wer jetzt lacht? und wer dagegen in den Haaren kratzte? Der Bote weis beydes. Der Pfarrer aber sagte: mir thut herzlich leyd, daß ihr nur durch Schaden klug werden wolltet. —

Ein Mörder wird wunderbar entdeckt.

Wenn einer so ein recht abscheuliches Bubenstück verüben will, so macht er daß Niemand es weiß. Und da meint jeder, er sey listig genug seine Missethat so wohl zu verbergen, daß kein Mensch es wissen soll. Der unglückliche Glauser, der im J. 1822 zu Fraubrunnen auf dem Rade starb, hat auch gemeint, es sollte auf ihn niemand Verdacht werfen. Aber der Bote kennt Einen, der Alles weiß, und der geneigte Leser wird ihn wohl auch kennen. Und dieser Eine weiß die Missethat wunderbarlich ans Tageslicht zu bringen, wie der Bote hier ein merkwürdiges Exempel erzählen will.

Ein schwedischer Hauptmann zu Stockholm, wurde von seinem Bedienten ermordet. Der Mörder entfloh nach Deutschland. Die Geschichte wurde in den Zeitungen erzählt, aber niemand wußte, wo der Mörder hingekommen sey. — Doch der Eine wußte es, und fügte es wunderlich, daß der Verbrecher einige Jahre hernach in Deutschland entdeckt wurde.

Ein Offizier, der am Thore einer Stadt

die Wache hatte, bekam von ohngefehr ein altes Zeitungsblatt in die Hand, worein die Soldaten ihre Spielkarten gewickelt hatten. Für die lange Weile liest er darinn, und fand gerade die Geschichte von der Ermordung jenes Hauptmanns, dessen Name darinn genannt war. Kaum hat er das Blatt aus der Hand gelegt, so kommt ein reisender Handwerker am Thore an, und zeigt seine Kundschaft vor; und das war der Mörder. Er meint aber nicht, daß ihn hier jemand erkenne. Und doch ward er gerade hier verrathen. Denn indem er seinen Huth wieder aufsetzt, läßt er ein Stückchen Papier auf die Erde fallen, womit er vorher sich die Haare aufgewickelt hatte. — Der Pursche geht. Der Offizier hebt das Papierchen auf, sieht, daß rothe Linien darauf gezogen sind: er findet ein Stück von einer Rechnung, und darauf — den Namen jenes Hauptmanns. Jetzt faßt er Verdacht, läßt den Purschen zurück hohlen, thut einige Fragen an ihn; — das böse Gewissen rührt sich — der Kerl bekennt auf der Stelle den verübten Mord, und büßt seine Missethat mit dem Leben.

Seht, liebe Leser! Ein altes schmutziges Zeitungsblatt uud ein Stücklein Papier sind genug das Verborgene ans Licht zu bringen. — Der Bote zieht seine Kappe ab — und sagt weiter nichts. —

Die Heldenprobe.

Wer den Schneider Häslein zu Baumdorf nicht kennt, der thut ihm einen grossen Gefallen, wie der Leser gleich selber verstehen wird.

Denn als Häslein unter die Auszüger kam, war ihm gerade zu Muth als säß er — auf lauter Nähnadeln. Aber er denkt: wenn ich einmahl die Nüni Form am Leib und das Gewehr in der Hand habe, so wird mir der Heldenmuth schon in den Magen fahren. — Und richtig so kams! Er meinte auch: ich kann ja Unteroffizier werden! Kann ich nicht gut französisch? Eine halbe Elle wui, drey Viertel mafua und zwey Ellen saker nun di! — Nun hat er sich tapfer gehalten hinterm Fleischhafen; hat ihm ab keinem noch so tiefen Kellerhals, ab keinem noch so grossen Lägerfaß gegrauset, so lang er in der Garnison war. Und wie er heim kehrt, denkt er: jetzt wird mein Schatz, der mich immer nur ausgelacht hat, schon zahm werden, wenn es den Helden, Baschi Häslein erblickt. So schleicht er ganz in Montur und bewafnet Nachts gegen das Häusli zu, wo Vreneli Muks wohnt. Er will am Fensterlein klopfen, da fährt ihm eine schwarze Katze mit feurigen Augen über den Kopf aus, daß er vor lauter Heldenmuth von der Scheiterbeige herunter purzelt. Ueber den Lerm erwacht der Pommerhund, und fährt ihm in die Beine. Baschi springt hinterwärts vor Schreck, und weiß nicht, will er schiessen oder stechen. Aber auf einmahl — Puf! Kriegt er eins auf den Buckel, grad über dem Sitzleder, daß er der Länge lang ins Gras liegt. Das hatte der spanische Widder gethan, der dem Lehenmann gehört. Jetzt weiß mein Held sich nimmer zu rathen noch zu helfen als durch die Flucht. Aber wo hinaus? Hier ist die Katze, da ist der Hund, dort der Widder! Aber eine kluge Maus hat mehr als ein Loch. Baschi ersteigt den alten Grunbirenbaum, und sitzt nun mit Gewehr und Patrontasche wie ein Eichhorn in den Aesten. Aber der Aeti kommt, sieht den sonderbaren Vogel, ruft den Buben heraus,

und diese singen dem von Hund, Katz und Schaaf belagerten Helden folgenden Reim:

Wem chäm ächt settigs für im Traum!
Es Häsli sitzt höch uf em Baum.
Es gieng wohl gern zum liebe Schatz,
Wär nume keis Schaf, kei Hund, kei Chatz.

Der triftige Grund.

Es begegnete Jemand einem Bauer mit einem sehr magern Hunde. „Warum sieht „der Hund so erbärmlich aus?“ fragte er den Bauer.

„He er frißt nit“ war die Antwort.

„Warum frißt er denn nichts?“

„Mer gähn ihm nit.“

„Aber mein Gott, warum gebt ihr denn „dem armen Thiere nichts?“

„Mer heis nit!“

Die Freyheit Nummero zwey.

Als im Jahre 1799. die Oesterreichische Armee siegreich in Zürich einzog, und allenthalben Proklamationen verbreitete, in welchen die Befreiung von dem Joche der französischen revolutionairen Freiheit und dagegen die Wiederherstellung der alten Schweizer-Freiheit versprochen wurde, fragte ein Bauer einen Bürger, was doch das F. II. (Franciscus secundus) auf den Patrontaschen und Kaskets der Oesterreicher zu bedeuten habe? „Mein lieber Mann,“ antwortete dieser, „es bedeutet, was sie uns „bringen: Freiheit Numero zwei!“

Definition des Krieges.

Ein General sagte zu einem Burschen aus Appenzell in der Schweiz: „höre, willst du mit mir in den Krieg ziehen?“ — „Ich „mag nicht!“ — „Du weist vielleicht nicht, „was Krieg ist?“ — „Das weiß ich wohl!“ — „Nu sage mirs, ich gebe dir etwas.“ — „Gebt her!“ — Der Bursche sagte nichts, ließ sich aber noch zweymal Geld geben und sagte noch nichts. Endlich wurde der General böse und wollte ihn schlagen. Da fieng der Junge an zu lachen und rief: „Wißt „ihr nun, was Krieg ist? wenn einer mehr „nimmt, als ihm zukömmt, und der andere „darüber böse wird und zuschlägt.“

Der Jahrmarkt zu Rumpelsdorf.

(Siehe nebenstehende Figur.)

Bin auch einmahl auf den Jahrmarkt gegehunken,
Und habe dort mein Schöplein getrunken.
„Sonst weiter nichts? Du alter Gauch!“
„Das konntest du ohne Markt ja auch.“
Ja freilich. Aber es giebt noch mehr
Dergleichen Narren, mein lieber Herr!
Die nur darum zu Markte laufen,
Um brav zu hudeln und zu saufen.
Das hab' ich nicht etwan nur gehört;
Der Jahrmarkt selber hat mich's gelehrt,
Daß mancher da hinter den Karten sitzt,
Deß' Weib zu Haus bei'r Arbeit schwitzt,
Deß Kinder wohl gar, daß Gott erbarm!
Derweilen betlen, nakt und arm.

Auch hab ich auf dem Jahrmarkt gesehn
Viel hübsche Meitli, geputzt und schön;
Haben getanzt, gejauchzt, gesungen,
Sind wie die Geißen herum gesprungen;
Vertrinken ihr Geld, zerreißen die Schuh,
Verlieren die Unschuld und Ehre dazu;
Meynen der Jahrmarkt giebt Lust und Freuden,

Und kramen nur Schand, und Jammer und Leiden.
Wie manche liest das, der das Gewißen sagt,
„Der Bote hat leider die Wahrheit gesagt.“

Da war auch ein Doktor, ein statlicher Herr!
Geputzt wie ein Edelmann kam er daher,
Der spazierte mit steifem Rücken,
Langen Schritten und stolzen Blicken:
Prahlte wie ihm an Potentaten,
Herren und Fürsten die Kur geratheu:
Wie er mit Ihnen zu Tisch gesessen,
Und sie ihn vor Liebe fast aufgefressen:
Wie keine Krankheit sey in der Welt
Für die man nicht — versteht sich ums Geld --
Ein sichres Mittel bey ihm nur finde;
Und wie er dem Tode die Hände binde.
Da stehn nun ganze Schaaren von Affen
Die alle nach dem Wundermann gaffen,
Mit thürweit aufgerissenem Maul.
Sie glauben den Lügen, und kaufen nicht faul
Was der Doktor Aeskulap
Aus einem alten Baum geschabt.

Noch war ein andrer, mit Mäusen u. Ratzen
Umgeben; als hätten bald alle Katzen
In allen deutschen und welschen Landen
Zwölf Jahr in seinen Diensten gestanden.
Ey! Wie die Leute zusammen laufen
Und Gift aus seinen Händen kaufen.
Bewahre der Himmel, dacht ich dabey,
Daß unter euch allen kein Schurke sey,
Der nun groß Unheil damit stiftet,
Und einen Feind damit vergiftet;
Oder zu Hause das eigne Kind,
Wenn es das Gift von ungefehr findt.
Dann habt ihr den Tod um eure Batzen.
Es tödet wohl Menschen so gut als Ratzen.

Ey! Was lauffen die Leute zusammen?
Horch! „Spitzbub, in's Teufelsnamen!“
„Schelm du, -- du Dieb -- du Galgenstrick!“
„Wart! ich breche dir das Genick.“
Da fangen zwey Narren Händel an,
Schimpfen und fluchen, soviel jeder kann,
Schlagen sich da auf Leben und Tod,
Vom Blute sind die Kleider schon roth.
Die Landjäger kommen gelaufen,
Reissen die Schläger aus dem Haufen,
Waschen die blutigen Köpfe mit Wein,
Sperren die Narren in Thurm hinein;
Dann kommt die Straf noch hinten drein!
Das muß ein lustiger Jahrmarkt seyn.

Was sich noch ferner hat begeben,
Das zählt euch — bleiben wir am Leben,
Im andern Jahr der lahme Bot,
Geduld bis dorthin. Behüt Euch Gott.

Druckfehler.

In einem öffentlichen Blatte stand einmahl unter den verlornen Sachen folgende Anzeige: Eine Frau hat ihren Strauß von Hahnreyfedern verloren. — Sollte begreiflich Hahnenfedern heissen.

Ein andermal stand in einer Zeitung: hier befindet sich gegenwärtig ein gewaltiger Artillerie-Despot. — Sohl wohl Depot heissen.

Noch schlimmer lautete es aber ein andermahl. Ein gewisser Offizier nahm kurz vor dem Kriege seinen Abschied, wegen Unpäßlichkeit. Als er starb, zeigten seine Verwandten den Tod in einem öffentlichen Blatte an, mit dem Beysatz: „er ist an einer „hartnäckigen Milzkrankheit gestorben.“ Der Setzer macht aber ein Versehen, und nun liest die Welt: „er ist an „einer hartnäckigen Milizkrankheit gestorben.“ — O! wetsch!

Der Jahrmarkt zu Rumpelsdorf.

Ein gutes Rezept.

Der Kaiser Joseph II. war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind hole mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweyten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bey allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heimgieng, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbey. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich wills versuchen. „Gnädiger Herr, sagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seyd so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln.“ „Thuts ein Cäsperlein oder zwey Zwanziger nicht auch?“ fragt' ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Da gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht erkennen könnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darinn aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabey sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch jetzt ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bey ihr gewesen sey, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, ihr seyd einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beym Zahlamt zu erheben, und unten daran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arzney und gute Pflege,

die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke und der Kaiser die arme Frau kurirt, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Wuth einer Tigerinn.

(Aus einem Schreiben aus Ostindien.)

Der ganze Distrikt Ramgur wird von Tigern, Bären, Wölfen und andern wilden Thieren bewohnt; und es vergeht fast kein Tag, ohne daß ein menschliches Wesen das Opfer ihrer Wuth wird. Schon seit einiger Zeit beklagten sich die Bauern eines Dorfs, daß eine Tigerinn sich in ihrer Nachbarschaft angesiedelt habe, und ihnen alle zwey oder drey Tage einen Stier oder Büffel entreiße. Wir entschlossen uns also, ihrer Blutgier ein Ende zu machen, mußten aber die Ausführung unsers Vorhabens aufschieben, bis unsere Elephanten von einem Zuge nach der Festung Botas zurückkamen, wohin wir sie geschickt hätten. Unterdessen kamen täglich neue Klagen von Seiten der Dorfbewohner ein, und sie hatten wieder 8—9 Stück Vieh verloren, ehe die Elephanten zurückkehrten, und wir die Jagd beginnen konnten.

Der Hinterhalt, den sich die Tigerinn ausgesucht hatte, war ein dickes Gebüsch; allein gewöhnlich hielt sie sich in einem leichtern Gebüsch auf, und hiehin führten uns die Bauern. Als wir uns dieser Stelle näherten, sahen wir den Boden daselbst mit Knochen, Hörnern u. dgl. besäet, die von dem Vieh herkamen, das sie zerrissen hatte, und als wir noch näher kamen, erschien sie mit zwey Jungen, die augenscheinlich erst ein paar Wochen alt waren. In dem Augenblick, als wir die erste Kugel auf sie abschossen, zog sie sich mit ihren Jungen in das Gebüsch, und eine Minute darauf sprang sie, mit einem Jungen in dem Maule, hervor, und lief vor einem unserer Elephanten vorbey. Da aber ich und mein Freund ihr entgegen standen, so kehrte sie bald um, und brachte ihre Brut an einen sichern Ort. Dann lief sie wieder in das Gebüsch hinein, und erschien gleich darauf mit dem zweyten Jungen, das sie so trug, wie das erste. Da sie dieselbe Richtung nahm, wie das erste Mal, so verloren wir sie abermals aus dem Gesichte. Wir beschlossen nun, ihr nachzugehen, leider wurde dieser Vorsatz aber vereitelt, denn plötzlich sprang die Tigerinn hervor, und flog auf den Mahout zu, der auf meines Freundes Elephanten saß. Niemand war auf die Keckheit gefaßt, und der arme Führer ward unter dem schrecklichsten Geschrey heruntergerissen, ohne daß wir es abwehren konnten. Zum Glück kannte der Elephant diese Art von Jagd, und anstatt fortzulaufen, blieb er stille stehen. Als der Mahout herunter gerissen war, ging die Tigerinn einige Schritte zurück, aber nur in der Absicht, ihren Anfall noch heftiger zu erneuern. Sie that einen verzweifelten Sprung auf das Houdah *), worinn ich saß, und brach mit ihren Vordertatzen das Gelehne desselben entzwey; allein da ich nun vorbereitet war, so schoß ich meine Flinte auf sie los, und verwundete sie an der Brust. Das Blut quoll heftig her-

*) Houdah, der Sitz oben auf dem Elephanten, eine Art Stuhl mit einer Lehne oder Geländer.

vor, und es schien, als wollte sie niedersinken; allein sie raffte sich plötzlich wieder zusammen, und fiel nochmals den armen Mahout an, der noch ganz erschöpft zu Boden lag. Kaum war sie wieder über ihn hergefallen, als sich der Elephant, dessen Führer er war, seiner annahm, und der Tigerinn mit seiner Vordertatze einen so heftigen Schlag versetzte, daß sie einige Schritte davon wie todt niedertaumelte, worauf wir uns dann über sie her machten, und sie vollends tödteten.

Merkwürdig ist es, daß seit dem Unfalle, der dem Mahout begegnet ist, sein Elephant ihn nicht aus dem Stalle tragen läßt, und den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksale zu nehmen scheint. Unbeschreiblich war der Schmerz dieses Thieres, so lange es von seinem Führer getrennt war, während nämlich die Wunden des armen Mannes verbunden wurden. Er verweigerte alle Nahrung, ließ keinen Fremden sich nähern, und wurde nur dann wieder zahm, als man seinen Führer in den Winkel des Stalles zurückbrachte, worinn dieser zu schlafen pflegte.

Die jungen Thiere hatte man, alles Nachforschens ungeachtet, nicht wieder auffinden können. Sie waren jedoch noch so klein, daß sie schwerlich davon laufen konnten.

So heißt es in einem Schreiben, das der Bote geraden Wegs aus Ostindien erhielt. Er hat dabey die Kappe abgezogen, und andächtig gesprochen: Gott segne mir mein Vaterland, wo keine solchen gräßlichen Katzen herumlaufen! — Was würden wohl unsre Bauern dazu sagen, die jetzt oft so erbärmliche Klaglieder singen, wenn etwa ein Paar Spatzen ihnen eine Handvoll Korn wegfressen, oder ein armer Hase auf ihrer Saat sich gütlich thut! — Die armen Bauern! !

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth steuern.“ Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz; denn kleiner Beutel und enges Herz giebt wenig; weiter Beutel und großes Herz giebt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmeichelnden Augen schaute, gieng ihm das Herz fast in Liebe auf. Deßwegen legte er zwey Louisd'or auf den Teller und sagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für „deine zwey schöneu blauen Augen.“ Das war nemlich so gemeint: „Weil du, schöne Fürbitterin für die Armen, zwey so schöne Augen hast, so geb ich den Armen zwey so schöne Louisd'or, sonst thäts eine auch.“ Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde; denn weil er sagte: „Für deine zwey schönen Augen“ — nahm es ganz züchtig die zwey Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in die eigene Tasche, und sagte mit schmeichelnden Gebehrden:

„Schönen herzlichen Dank! Aber seyd so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwey Louisd'ors auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!“ Von den andern aber wurde er entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mägdleins Gesundheit, und die Musikanten machten Tusch.

Das ist doch sonderbar!

Neues geschieht freilich nichts unter der Sonne! Aber der Bote erzählt hier doch etwas, das sonderbar genug ist. In Holland stellt sich ein Brautpaar, und erklärt seine Verlobung. Die Taufscheine werden vorgewiesen, und siehe da, der Bräutigam hat zwey Paar Aeltern, und die Braut hat zwey Paar Aeltern, und was noch kurioser ist — beide haben die gleichen Aeltern! — Der Bote versichert, daß die Sache kein Versehen oder Irrthum, sondern richtige Wahrheit ist. Aber er wettet seine neue Pelzkappe, der geneigte Leser, der zwar gar sehr pfiffig ist, löst das Räthsel nicht auf. — Die Sache verhält sich aber also! — Die Aeltern beider Kinder kommen einst von Ferne her über Meer nach Holland, und beide Frauen sollen nächstens Kindbett halten. Da überfällt sie ein grausamer Sturm, daß sie alle meinen, sie müssen des nassen Todes sterben. In der Angst kindbetten beide Frauen; die eine hat einen Knaben, die andre ein Mädchen gebohren; in der Angst werden aber diese Kinder verwechselt, so daß die Aeltern nachher nicht mehr wissen, wem der Bube und wem das Meitli gehört! — So denken sie: wir wollen sie gemeinschaftlich erziehen; und werden sie älter und haben einander lieb, so sollen sie auch einander heirathen! Und so ists gegangen! Und so habens die beiden Väter vor Gericht bezeuget; und so wirds wohl wahr seyn. —

Der Bote ist aber froh, daß er das Räthsel selber gelöst hat. Denn wenn etwa der geneigte Leser das nämliche Buch gelesen hätte, in dem der Bote diese Geschichte fand, so hätte dieser um seine neue Pelzkappe kommen können. Und der Herr Kürschner, bey dem er sie gekauft hat, weiß wohl, daß sie viel gekostet hat.

Tagebuch eines jungen Bauern-Herrn.

Der günstige Leser hat mit Unlieb vernommen, daß der alte Mann gestorben ist, der ein so kurzweiliges Tagebuch geführt hat. Aber der Bote will ihnen hier aus einem andern Tagebuch auftischen, das ein junger aufgeklärter Herr — heißt das ein Schneider vom Lande, geführt hat. — Wie ich dazu komme? Das fraget mich ein andermahl!

1 Jänner. Hab mich tüchtig lustig gemacht, und bis um Mitternacht getanzt. Meine Batzen sind geflogen, wie die Blätter wenn der Wind drein bläst; und was mir Michel entlehnt hat dazu. Aber was thut das?

20. Da wollt ich zu Ammans Eisi zu Kilt gehn; aber seine Brüder, die Fratzen, paßten mir auf, und prügelten mich ganz mißerabel; und warfen mich in den Brunnentrog. Meinen sie der Schneider dörfe nicht zur Tochter des Ammanns zu Kilt gehn? Ich fühle doch auch, daß ich

ein Mensch bin, und gleiche Rechte habe wie sie!!

1 Horner. Ist mir ein fataler Streich paßirt. Bin nach S. gangen an den Markt, u hab getanzt, und den Meitschi den Hof gemacht, und gemeint es kennt mich niemand. Da hab' ich mich für den Sohn des Kronenwirths von A. ausgegeben. Aber da muß der Schinter gerade einen aus unserer Nachbarschaft herführen, der mich kennt. Der verräth mich heimlich, und so haben sie mir heimlich einen Gitzistiel oben an meine neue Pelzkappe genäht, und mich verdamt ausgelacht!

9. dito. Wollte der halbblind Töni Sigerist werden, und ist heimlich in die Kirche gegangen, und hat den Sigristen-Stuhl anprobirt, ob er ihm recht sey? Das hat des Herren Jungfrau gemerkt, und hat güggelet, und dem Herren erzählt, alldieweil ich ihm ein Schile angemessen. — Darnach bin ich zu ihm gange, und gesagt: der Herr schicke mich, ich soll ihm das Mäß nehmen zum Sigristenstuhl. Da hat der Narr gemeint, es seyg luter Ernst, und hat mich das Mäß lassen nehmen. Jetzt ist des alten Sigristen Peter Sigrist worden, und der Zimmerhans plaget der Töni geng, wenn er der Stuhl well lassen machen.

Merz 25. War Schulexamen in der Kirche. Da gieng ich auch hin, und wollte meine Pfeife rauchen. Aber potz Henker wie hat mich der Pfarrer ausgewischt, daß ich in der Kirche tubacke!

Aprill 1. Wollt ich meinen Lehrbuben in Aprillen sprengen, und hab ihn zum Dokter geschickt er soll mir zwey Lod Affenschmalz bringen, und im Rückweg ein Vierteli Gangelöri im Wirthshaus, und hat miserabel geregnet und geschneit! Was thut der Spitzbub! Er sagti, der Docter laß mir sagen, ich soll Geiß-Unschlig nehmen anstatt Affenschmalz, und bringt mir ein Vierteli Wein und ein Zedeli vom Wirth, das heißt: Du Ganggel, da ist Löri! — Gut! ich trink den Wein. Hat mir der Spitzbub ein Brechmittel drein gethan, das mir hat sterbensübel gemacht! Und darnach hat er gesagt: das sey das Affenschmalz wo ihm der Schärer geben hab. Und hab ichs hintennach doch noch müssen bezahlen.

— den 27. Hat mich der Herr Landschreiber kommen lassen, und wollt mir Arbeit geben. Ich denk: mit solchen Herren muß man höflich seyn, und sage der Magd: ich laß dem Herrn seine Complimente vermelden, und fragen, was sein Pläsir sey! Und wie ich zu ihm komme, sag ich: ich wollte sehen, was er mir rekumidieren wolle, und dergleichen. Und wie ich das Mäß nehme sag ich: eh ben! ich mach meine Arbeit ganz perfektemang, und nach der Complexion. Da hat er hellauf gelacht, und ist gar wohl mit mir zufrieden gewesen, weil er gemerkt hat, daß ich ein gebildeter Mensch bin! Eh ben! sche ba le fait.

May 1. Haben wir hier eine schöne Kumedi gespielt; und hab ich den Landvogt Geßler vorgestellt, und bin auf des Bot's halbblindem Schümel geritten. Und wo ichs am beßten gemacht, spickt mir ein Galgenvogel mit dem Bürstlirohr ein Letkrügeli ins Gesicht, daß ich erschrocken bin, und vom Pferd gefallen, geb mich der Tell erschossen hat. Und darnach wo ich erschossen war, haben die Leut gesagt: ich habe meine Sach mehr als gut gemacht, weil ich zweymahl gestorben sey.

(Die Fortsetzung ein andermahl.)

Weiß und schwarz.

Weiß ist bekanntlich die Farbe der Unschuld und der Engel; obschon nicht alle Engel sind, welche weiße Kleider tragen: — und schwarz ist die Farbe der Sünde und des Teufels; obschon wiederum lange nicht alle des Teufels sind, welche schwarz bekleidet sind. — Und so mein' ich auch weiße und schwarze Herzen, und nicht Kleider; und will zuerst von einem weißen Herzen erzählen.

Der Bediente eines reichen Herrn wird von diesem ausgeschickt, um etwas einzukaufen. Als er im Kaufladen anlangt, fehlt ihm gerade eine Duplone; die hat er verlohren, eben als er einem Bettler ein Almosen gab. — Er schickt den Ausrufer herum, und der ruft: „Der redliche Finder oder Entdecker ist freundlich gebeten sich bey mir anzumelden!“ — Aber man lacht ihm überall an die Nase und denkt: wird einer ein Narr seyn, und die Duplone wiedergeben! — Aber der Ausrufer denkt: lacht ihr so viel ihr wollt. Ich thue meine Pflicht dennoch! — Und der Bote meint, der Ausrufer habe besser gedacht als jene Lacher! — Auf einmahl winkt ihm nun eine arme Frau, die Obst verkauft (nicht eine von denen bey Gerberen, aber grad so eine) giebt ihm die Duplone und sagt: mein Mädchen hat da das Ding gefunden; wir wußten nicht wem es gehörte. Nun sind wir doch froh, daß wirs wieder geben können. — Nun das Trinkgeld das sie erhielt, war recht schön, aber doch lange nicht so schön als ihr eigenes ehrliches Herz.

Jetzt schwarz! Eine Dienstmagd kauft bey einem Krämer an einem Markte allerley ein, vergißt im Gedränge dort ihren Geldbeutel, und geht weiter! Der Krämer denkt: Glück zu: gefunden ist auch gewonnen! leert das Geld in seine Losung und wirft den leeren Seckel heimlich auf die Gasse. Kurz hernach kommt die arme Magd, fragt nach ihrem Seckel, den sie gewiß hier liegen gelassen habe. Aber der Krämer sagt: Es sind seither so viele Leute bey meinem Stande gewesen, daß ich unmöglich für deinen vergessenen Geldbeutel Bescheid geben kann! Es thut mir Leid darum! — Und verlohren war ihr Geld! — Ich weiß aber jemand, der dem Krämer schon sagen wird, daß er ein Schelm ist! Und diesen Jemand kann er nicht einmahl vor dem Richter der Scheltung wegen verklagen, oder er hats alles verlohren und wird als Schelm gestraft! — Und der geneigte Leser soll errathen, wer dieser Jemand ist. —

Ein Gespräch über den Kiltgang.

Bote. Guten Abend mit einander. Das geht ja so laut und lebhaft zu, als wäre der Türkenkrieg schon draußen auf eurer Allmènt! Was habt ihr denn Neues?

Benz He! da hat der Schulmeister ein Büchli vom Kiltgang aus der Stadt gebracht, und darüber disputiren wir!

Niggi. Ja, sie meinen sie wollen uns den Kiltgang verleiden, oder gar verbieten; aber das lassen sie wohl bleiben.

Hans. He! So laßt sie machen! Einmahl mich haltet das einfaltige Büchlein nicht ab!

Schulmeister. Aber sagt mir nur, ob das wahr ist, was in dem Büchlein steht, oder nicht, dann ists bald ausdisputirt. Meinet ihr etwa es sey schön und anständig,

wenn Buben und Meitli so zusammen schliefen?

Niggi. Was ist denn unanständigs daran?

Bote. Laß mich doch auch etwas fragen! — Du Niggi gehst also zu Kilt, nicht wahr?

Niggi. So gut als andre.

Bote. So sage mir doch, zu welchem Meitli gehst du?

Niggi. So fragt man die Narren, aber mich nicht. Ich sage dir das nicht!

Bote. Aber deinem Pfarrer sagst du's?

Niggi. Ich wollt' ein Narr seyn! Der muß es am letzten wissen!

Bote. Aber deinem Vater?

Niggi. Auch nicht!

Bote. Nun sieh, guter Freund, eine Sache, die du ehrlichen Leuten nicht gern bekennst, die du so viel möglich vor allen verbirgst, deren du dich also gleichsam selber schämst — eine Sache, die du nur bey Nacht und Nebel treibst, die muß doch nicht eben gar anständig seyn!

Benz. Da kommst du gerade wie das Büchli. Das sagt gar, wir schleichen wie die Diebe in der Nacht herum. Aber wir sind beim T . . . keine Dieben, wir!

Schulmeister. Das sagt das Büchli auch nicht. Sondern nur, daß die Schelmen zu Nacht laufen, weil sie Böses thun; und die Kiltbuben auch zu Nacht, weil ihr Thun nicht viel besser ist.

Hans. Was sagst du, Schulmeister? Nicht viel besser? Das sollst du mir beweisen!

Schulmeister. Gar gern und gar leicht! Weißt du noch, was dein Vater gesagt hat, als vor zwey Jahren deine Schwester Marey von dem liederlichen Res ein uneheliches Kind kriegte, und er dann den Eid schwur, es gehe ihn nichts an? „Ich „wollte lieber meine beßte Kuh im Stalle „wäre mir krepirt, als daß ich diese Schande „an meinem Kinde erleben muß!“ Hätt' ihm also Res die Kuh gestohlen, es hätte ihm minder weh gethan, als daß er seinem Kind die Ehre raubte.

Bote. Und mit allem Recht! Denn eine verlohrene Kuh kann endlich noch ersetzt werden; aber verlohrene Ehre nicht! Und darum ist der Ehrendieb schlimmer als der Gelddieb.

Niggi. Aber sagt mir denn nur ihr gescheiden und witzigen Herren, Schulmeister und Bote, der Kiltgang war von jeher und unser Lebenlang gebräuchlich, und hat niemand daran gedacht ihn abzuschaffen. Warum denn jetzt? Die alten Herren waren doch auch keine Narren; warum wollen die jetzigen witziger seyn?

Schulmeister. Warum? Weil es ehedem lange nicht so schlimm war mit dem Kiltgang, als jetzt: weil er jetzt nicht mehr zur Ehe, sondern zu unehelichen Kindern hinführt; weil durch diese die Armenlast der Gemeinden unsäglich erschweret wird: weil die Ausgelassenheit und Liederlichkeit des jungen Volkes je länger je mehr überhand nimmt: darum mußte endlich etwas versucht werden!

Bote. Richtig! Und wenn die jetzige Welt witziger wird als die vorige war, ist denn das ein Uebel?

Hans. Heh! Bäbeli! Gieb noch einen Schoppen auf den Schrecken hin! Es wird zwar noch mancher Schnee abgehen, ehe der Kiltgang abgeht.

Schulmeister. Das fürcht ich selber

ber. Aber das ist eben schlimm, daß es immer Leute giebt, die dem Guten im Wege stehen, und das Böse lieber wollen! Das erfährt niemand besser als ein Schulmeister. Wenn er den Kindern eine Unart abgewöhnen will, so sind oft die Aeltern die ersten, welche über ihn schmählen.

Bäbeli (bringt den Schoppen.) Mira disputirt so lang ihr wollt! Ich sage es rund heraus, es freute unser eins nicht mehr zu leben, wenn die Kiltbuben nicht mehr kämen. (Alle lachen laut auf!)

Niggi. Da hört ihrs! Das Weibervolk ist auch nicht eurer Meinung!

Bote. Und eben das ist ein böses Zeichen für den Kiltgang, daß selbst Weibsbilder sich nicht schämen öffentlich so zu reden. Es muß schlimm um ihre Zucht und Ehrbarkeit stehen!

Benz. Ich habe jetzt lang geschwiegen, und gelost; und — ja es ist wahr, man hört wenig mehr vom Schämen in solchen Dingen, und es wär vielleicht in der That besser es wäre anders. — Aber wenn wir nicht mehr zu Kilt gingen, wie sollten wir Weiber kriegen?

Schulmeister. Vorerst wäre es kein Schade, wenn schon mancher Pursche und manches Mädchen nicht heirathete. Eine Haushaltung wo Schmahlhans Kuchimeister ist, der Hunger Koch, und der Mangel Schafner: wo die Kinder in Hudeln und Lumpen um Brodt schreien, und der Bettelsack das tägliche Gewand ist: eine solche Haushaltung ist doch weder für die so darinn leben, noch für das Land überhaupt vortheilhaft. — Und dann heirathen hunderte und tausende, die nie zu Kilt gehn.

Niggi. Da müßten wir also am heitern hellen Tag zu unsern Mädchen gehen, daß es alle Leute wüßten!

Bote. Freilich! Aber wäre das so übel? Wer ein ehrliches Mädchen lieb hat, braucht sich ja nicht zu schämen; und wer auf eine Heirath losgeht, thut ja nichts Böses, daß er sich darum verbergen müßte.

Hans. Du kommst akurat wie das Büchlein! Entweder hast dus selber gemacht, oder einmahl auswendig gelernt!

Bote. Weder das eine noch das andere. Aber gelesen hab ich's; und ich finde, daß es wahr und gut ist; und wünschte gar sehr, daß es alle jungen Pursche und Mädchen auf dem Lande lesen und beherzigen möchten!

Bäbeli. Ja! ja! Schwätz du nur, du alter Hümpi! — Du bist wohl sicher, daß dich kein Mädchen mit deinem Holzbein ins Zimmer läßt. Aber dafür bist du auch gestraft, und kriegst kein Weib!

Bote. Es wäre mancher Mann froh, sich ein Bein abschießen zu lassen, wenn er damit seinem bösen Weib loskäme. Und mein hölzernes Bein soll mir recht lieb seyn, wenn es mich vor solchem großen Uebel bewahret.

Niggi singt:

I bitten ech syt einisch still!
D' Welt geit ja notti wie sie will!
Ihr werdet si nit besser mache!
Mir wotte üser Bruch nit la;
Mir wotte üse Chiltgang b'ha!

Bote.

Und üs no länger z' Schande mache.

Bierbrauer in England.

Trinkt der Leser gern Bier? Der Bote trinkt zwar, damit doch etwas vom edlen Studentenwesen an ihm sey; kanns aber

nicht rühmen, und thuts nur um der Ehre willen. Aber von der Bierbrauerey will er erzählen, die er in London gesehen hat. Das ist was anders als die im Altenberg! In derselben, sie gehört meinem guten Freunde Herrn Barklai, wird alles durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt; aber es werden doch noch nebenbey an zweyhundert Personen und eine Menge Pferde dabey in Arbeit gesetzt; die aber fast alle ausser der Fabrike zu thun haben. In derselben geschieht alles durch unsichtbare Kraft. Z. B. werden in einem Tage 2500 Scheffel Malz (Mäs Gersten) auf den obersten Boden des Hauses gebracht, und von da, wie Wasser, weiter geleitet, ohne Menschenhände! — Die Fässer, worinn das Bier ist, sind von ungeheurer Größe, und sind dem dicken Wirth zu X seine berühmten Lägerfässer nur Mäuse gegen diese Elefanten. Das größte derselben enthält 3000 Barill Bier. Jedes Barill ist 144 Maaß, Eins durch das Andre multiplizirt, giebt 432000 Maaß, oder viertausend dreyhundert und zwanzig Saum Bier in einem Fasse! Das Kleinste ist voll Bier auf dreytausend Pfund Sterling, (oder ungefehr so viel Duplonen) berechnet! Man braut daselbst jährlich 250,000 Barill Bier! — „Christeli! rechne mir aus, wie „viel das in Maßen bringt?“ Mein Freund der Herr Barklai, zahlt an jährlichen Abgaben eine Kleinigkeit von viermal hundert tausend Duplonen, und wird sich nicht wenig freuen, wenn er das alles hier im Berner-Kalender zu lesen findet! —

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüß, für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freylich ja, erwiederte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Fünfbätzner aus der Tasche, und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld.“ Der Wirth sagte: Was soll das heissen? Seyd ihr mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speise von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zuviel dafür gegeben, so ist's eure Schuld. — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen würde. Aber das Beßte kommt noch. „Ihr seyd ein durchtriebener Schalk,“ erwiederte der Wirth, und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke euch das Mittagessen und hier noch ein Zehnbatzenstück dazu. Nun seyd stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so.“ Das sagte er, weil er mit dem Bärenwirth aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anhat und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern

vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bey eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu euch geschickt und kein anderer.

So waren im Grunde beyde hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich dann noch obendrein einen schönen Dank verdient, wenn sie beyde eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. — Denn Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt.

Betrachtungen über einen gemahlten Esel.

(Von meinem Gevatter Schulmeister.)

Da hab ich um drey Batzen einen Esel gekauft! Wenig Geld! Es giebt Esel, welche viel höher zu stehen kommen! Freylich bist du kein wahrer, sondern nur ein gemahlter Esel; aber ich bin sicher, daß auch viele gemahlte Esel theurer bezahlt wurden als du. Denn obschon die Rede geht, daß mancher Mahler, der Portraite mahlt, mehr Esel ist, als die so er mahlt; und daß diese Mahler meist auch um einen Spottpreis mahlen, so mahlt doch schwerlich ein solcher seinesgleichen um drey Batzen das Stück, wäre es auch nur um der Kunst willen, die oft einzig aus dem Preise sich beurtheilen läßt! — Man sollte nun wohl meynen, es möchte sich der Mühe nicht lohnen, einen Esel zu mahlen! Aber wie mancher ist dennoch schon gemahlt worden, der freylich in einem ganz andern als einem simpeln grauen Kleide stolziert; und der sich wohl eben nur darum mahlen ließ, weil er — ein Esel war.

Du stehst nun da mit zwey tüchtigen Bürden beladen, und meine Frau meynte: „Ach das arme Thier mit seinen schweren Bürden!“ Aber dieses Mitleid dünkt mich am unrechten Orte! Denn wenn ich, ehrsamer und gelehrter Schulmeister, und so mancher andere Ehrenmann in Amt und Beruf, seine, oft mehr als zweyfache Bürde trägt, so thuts dir mit Gunst Herr Esel auch recht wohl, deinen Theil an den Lasten des Lebens zu tragen; obgleich ich der Wahrheit zur Steuer gestehen muß, daß mancher keine Last trägt, obschon er kein Haar breit weniger Esel ist als du.

Daß du nun hier so gelassen deine Disteln abfrißest, das — mit Gunst Herr Esel, beweist, daß du nicht nur ein Esel sondern dazu ein dummer Esel bist! — Du must wohl gar keinen Begriff von der gepriesenen Liberalität unserer Zeiten haben, daß du dir nicht beßer zu helfen weißt! Kannst du dich denn gar nicht aus deiner Niedrigkeit erheben? Ist denn alles Streben nach dem Edleren und Höheren dir fremd? Bist du denn so ganz ungebildet, daß du kein Verlangen trägst etwas mehr wenigstens zu scheinen als ein Esel, wenn du auch wirklich nicht mehr bist? Kannst du dich nicht dem Pferde an die Seite stellen? Du könntest wenigstens doch aus der Naturgeschichte beweisen, daß ihr einander sehr nahe verwandt seyd. Und obgleich die Erfahrung lehrt, daß die Pferde nur mit entschiedenem Widerwillen in ihrer Nähe dich dulden, so muß ja doch mancher Ehrenmann es sich in unsern Tagen auch gefallen laßen, daß Leute sich ihm an die Seite drängen und sich ihm gleich stellen, die dazu viel weniger Ursache haben, als du hast, an die Seite des Pferdes zu treten.

„Aber — seufzest du mir entgegen, — meine langen Ohren!“ Thor, der du bist! Behaupte du nur keck und zuversichtlich, das gehöre zur ächten alt-deutschen Mode, und du wirst im Hui deine Ohren zu Ehre bringen; ja es würde mancher lieber sich stattliche Ohren von Papendeckel machen und ansetzen laßen, als daß er nicht alt-deutsch auftreten sollte! „Aber mein grauer Kopf!“ Hahaha! Giebts denn keine Titus-Perücken? Oder wärest du der erste alte Gecke, der seine grauen Haare mit einer solchen deckte, blos um noch länger jung zu scheinen? Ich sehe nicht ein, warum dem einen verboten seyn sollte, was andern erlaubt ist!

Daß du mir zu diesen erbaulichen Betrachtungen Gelegenheit gabest, gereicht zu deiner nicht geringen Ehre. Denn ich habe im Leben sehr viele lebendige Esel gesehen bey denen mir auch kein einziges kluges Wort zu Sinne kam. Und so magst du denn ferner ruhig da hängen, und kannst auch darinn einen Vorzug finden, daß du gehängt wurdest, dieweil mancher ungehängt herumläuft, der es unendlich beßer verdient hätte, als du.

Häusliches Elend.

In der Stadt ist alle Tage Sonntag und giebt kein Kreuz und Leiden. Meint der geneigte Leser? Ich nicht! Vielmehr heißts dort:

Kreuz und Leiden überall!
Jammer ohne Maß und Zahl.

Die gute Frau Dorothea, des Hafners Ehegeliebte, sitzt in tiefen Gedanken, ganz in ein Buch versunken. Es wird doch ein geistliches Buch seyn? Ach nein! Es ist eine verliebte Heldengeschichte, wie die gebildeten Frauen sie heut zu Tage alle lesen müßen. Da heißt es, wie dem tapfern Ritter Wolfsrachen sein edles Roß unter dem Leib erstochen worden sey; und die gefühlvolle Frau kann sich der hellen Thränen nicht enthalten. Indeßen ist ihr Kind auf einen Stuhl geklettert, fällt herab und schreit. Unwillig daß sie in ihrer ansprechenden Lektur gestöhrt wird, reißt sie das Kind auf, das aus Maul und Nase blutet. „Geschieht dir recht, sagt die gefühlvolle Mutter; warum kletterst du? Halts Maul, und störe mich nicht ferner in meinem gemüthlichen Denken.“

Indeßen steht die Köchinn am Küchenfenster. Auch sie hat ein ansprechendes Buch! Sie liest, wie Graf Zimperfink sich in ein armes Landmädchen verliebt habe; und sie sieht nicht, welche verliebte Augen die Katze indeß auf den Kuchitisch macht: sie liest, wie der Graf heimlich sein Mädchen entführt hat, und denkt: ach wie gemüthlich, wenn mir ein vornehmer Herr auch so thäte. Indeß hat die Katze richtig den Tisch erstiegen, und den schönen Fisch in aller Stille auf den Estrich entführt! Der Pudel denkt: bin ich minder als die Katze? und ergreift den Braten der schon lang auf der Bratpfanne vor dem Oefeli wartete, während die gebildete Köchinn — Liebesgeschichten las. Aber die Bratpfanne fällt herunter, die ansprechende Lektur wird gestöhrt, Marili, das liebe Buch in der Hand, läuft dem Pudel nach. Derweile kocht der Hafen über, die Fleischbrühe läuft ins Feuer — ist das nicht häusliches Elend? Schade nur daß der ungebildete Bote das alles nicht ansprechend, gefühlvoll und gemüthlich genug beschreiben konnte.

Etwas über Kinderzucht.

Der Bote hört auf seinen Kreuz- und Quer-Reisen so viele bittere Klagen über ungerathene, ungezogene Kinder, und stößt wohl auch selbst hie und da auf solche, von denen er nicht sagen könnte, daß sie in der Zucht und Ermahnung des Herrn aufgezogen worden wären, so sehr es vielleicht auch ihre Eltern behaupten mögen; denn diese sind meist blind an ihren Kindern, verhätscheln und verzärteln dieselben auf eine Weise, die sie denn hintenher, aber meist zu spät, mit Schmerzen bereuen, und sind daher gröstentheils selbst Schuld an den Fehlern derselben. Schon der alte berühmte Sittenprediger, Pater Abraham à St. Clara, von dessen Strafpredigten ich meinen lieben Lesern vor 2 Jahren ein kleines Müsterli gegeben habe, verkündigt diese Wahrheit, und sagte sie seinen Zeitgenossen, ohne ein Blatt vor's Maul zu nehmen, und heraus. Hört ihn!

Ihr Eltern thut zu viel und thut zu wenig. Ihr thut zu wenig straffen, ihr thut zu viel lieben euere Kinder. Euere sorglose Obsicht in dem Auferziehen, euers gar zu große Nachsehen in Abstraffung, Fahrlosigkeit in Unterrichtung derselben verursacht ungerathene Kinder; deswegen die mehresten Sünden der Kinder werden in euer Sündenregister eingetragen.

Ihr habt Zweifels ohne öfters vernommen, wie einst die Bäum sind zusammengekommen und haben auf ihrem hölzernen Reichstag einen König erwählt. Die mehresten Stimmen sind gefallen auf den Oelbaum, auf den Feigenbaum, auf den Weinstok ꝛc. Vom Birkenbaum geschieht kein einige Meldung. Meines Theils, wann ich wäre gegenwärtig gewesen, und als ein Mitglied auch eine freye Wahl hätte gehabt, so hätte ich unfehlbar den Birkenbaum zum König erkiesen; denn niemand glaubt, wie ruhmwürdig dieser regiert, absonderlich in der Kinderzucht.

Adonibezec, ein stolzer und tyrannischer König, hat 70 andern gefangenen Königen die Finger abgeschnitten. Dieß war erschröklich. Diesem folge ich nach, und möchte gern denen mehresten Eltern die Finger abschneiden, damit sie nicht mehr so stark ihren Kindern durch die Finger sehen, sondern dieselbige von Jugend auf straffen.

So lang Moyses die Ruthen in Händen gehabt, ist sie eine schöne Ruthen verblieben, sobald ers aber aus der Hand fallen lassen, da ist gleich ein Schlang draus worden. Also auch, meine liebste Eltern, so lang ihr die Ruthen in Händen habt, und eine gute scharpfe Zucht führet unter den Kindern, so bleibt alles gut; wann ihr aber die Ruthen fallen laßet, da wird gleichförmig ein Schlang draus, ich will sagen, es ist lauter schädliches Gift den Kindern, so man die Ruthen nicht in die Händ nimmt.

Die Erde bringt kein Frucht, sondern Distel, wenn man sie nicht mit scharpfen Pflugeisen durchgrabt; die Jugend thut kein gut, wenn man sie nicht scharpf haltet. Das Eisen, so erst aus dem Bergwerk gebrochen, ist nichts nuz, es komme dann der harte Hammerstreich darauf; die Jugend bleibt nichts nuz, so man den Streichen verschonet. Der Weinstok wird nicht tragen, sondern verfaulen, so nicht ein Steken dabey stehet; die Jugend wird nicht fleißig seyn, sondern faul, wann nicht die Ruthen darneben stekt. Die Musik wird auf Kazen-Art ohngereimt verbleiben, wann

der Tactstraich des Capellmaisters abgehet; die Jugend wird sich mehrest ungereimt verhalten, wann der Tact der Eltern manglet.

Wie nennt Clemens die Kinder? Er nennet sie Blumen des Ehestands. Gut, gut, die Blumen müßen umzäunt seyn mit Ruthen und Steken, sonst kommt eine jede Sau darüber. Wie nennt Augustinus die Kinder? Er nennt sie kleine wankende Schifflein. Gut, gut, zu diesem Schifflein muß man Ruder brauchen, die der Besenbinder feil hat. Wie nennt Gregorius die Kinder? Augapfel ihrer Eltern. Gut, gut, aber denen Augapfel hat die Natur Augbraun gesezt, welche wie die Ruthen gestalt seyn. Wenn man aber die Ruthen spart: so kommt Schand und Schad über die Kinder. Von 1000 Exempeln nur Eins.

In einer kleinen Stadt des Teutschlands hatte eine Mutter einen einigen Sohn, mit dem sie von Kindheit auf als mit einem zarten Taig umgangen. Er war ihr einiges Herze, er hatte im 8ten Jahr noch kein Ruthen gesehen, und als man ihm solche zeigt, wußte er gar nicht, was dieses vor ein Meerwunder sey. Er schauete sie an nicht anders als ein Kuh ein neues Stadtthor. Dieser nun war schon von früher Jugend an knauserig, nahm seinen Schulkameraden bald dieß bald jenes heimlich und brachte es seiner Mutter. Diese statt ihn dafür zu kuranzen und zu kämmen; sagte ihm nur: „Mein lieber Güstl, solltest das eigentlich nicht thun. Denk wenn es dir auskäme.“ Dabey bliebs. Die gestohlenen Sachen mußte er nicht zurükgeben. Dadurch geschah aber nichts anders, als daß er beym Stehlen vorsichtiger wurde und sein Augenmerk besonders darauf richtete, seine Diebereyen recht heimlich auszuführen. Aus einem kleinen Schelm wurde er aber zulezt ein großer, und kam an den Galgen. Auf dem Hingang zu demselben wurde er unter der ihn angaffenden Menge auch seine Mutter gewahr, die weinte und heulte. Er bat nun den Büttel, daß er ihm die Gnad geben möcht, seiner Mutter noch ein Wort des Trosts zu sagen. Als diese näher kam, that er, als ob er ihr was ins Ohr sagen wollte, und biß ihr dasselbe auf einen Stuk weg. Die Umstehenden schrien und schalten ihn ein vermaledeyten Böswichter. Er aber vertheidigt sich folgendermassen: „Seyd nicht voreilig in euerm Urtheil, lieben Leut. Mein Mutter ist die einzig Schuld, daß ich als ein ruchloser Verbrecher am Galgen unter Henkershänden sterben muß. Hätte sie zum ersten Mal, als ich ihr aus der Schul ein gestohlnes Büchlein heimgebracht, mich dafür derb gezüchtigt, und mir das Leder zerbläut, so wär ich kein Dieb worden; hätte sie mir damals ein scharpfe Ruthen gebunden, so hätt mich der Henker jetzt nicht also bunden. Darumb nehmts zu Herzen mein traurig Exempel, ihr Eltern, machet eure Kinder von Jugend auf mit dem Birkenbaum besser bekannt, damit sie nicht einst, so wie ich, mit dem Aichbaum in eine so spottliche Freundschaft gerathen. Redet nicht so schimflich über die Schulmaister, als brauchten sie in der Schule nur des Birkenwaßer zu sehr, und verfahren gar zu streng mit euern Kindern.“

Zu viel, zu viel, zu viel werden die Kinder geliebt. Wie Jerusalem von Tito war belägert worden, war allerseits in der bedrangten Stadt große Hungers-

noth, also daß eine adeliche Frau ihr eigenes säugendes Kind gemezget, kocht und gegeßen. O Elend, wir haben, Gott sey gedankt, dergleichen bedrangten Zeiten noch nicht erlebt. Aber das Elend, welches ja nicht klein, sehen wir täglich, daß etliche Eltern nicht aus Hunger, sondern aus wahrer Affenliebe gleichsam ihre Kinder möchten essen, deßwegen all dero Dichten, Schlichten, Sorgen, Borgen, Lauffen, Schnauffen, Schauen, Bauen, Gehen, Stehen, Schreiben, Treiben, dahin zielt, daß den Kindern wohl gehe. Aber laider denkt man nur an den Laib, und nicht an die Seel, man sorgt nur um das Zeitliche, nicht um das Ewige der Kinder. Wenn die Eltern ein Kind haben, welches ein Bukel hat, so groß wie ein Scheerhaufen, wie schämen sie sich. Wanns in den Augen schieglet, daß es 2 Bücher auf einmal lesen kann, und mit einem Aug in die Höh, mit dem andern in die Nieder schaut, wie ein Gans, wie verdrießt es die Eltern so stark. Wanns im Gesicht ein ungeformtes Muttermahl hat, etwan auf der Nasen ein Kirschen, daß der Stengel ins Maul henkt. Was gäben die Eltern nicht darum, daß ein Spaz solches Obst verzehrte. Der geringste Leibstadel ist denen Eltern verdrüßlich, und sucht man Augenarzt, Zahnarzt, Ohrenarzt, Nasenarzt, Maularzt, in allen Orten und Porten, solches Uebel zu wenden. Aber wann die Seel ist wie ein Wüsten, des achten und betrachten die Eltern nicht, das schmerzt sie nicht. Wann ein Kind den Fuß bricht, da weynet die Mutter, da ist näßeres Wetter als im April; wanns aber Gott beleydigt, da ist trukenes Wetter, als im Heumonat. Das kommt mir just vor, als wann einer Achtung gäbe auf den Schuh und fragt nichts um den Fuß. Das heißt die Nußschalen aufgehebt und den Kern hinter die Thür geworfen. Das heißt die Dukaten ausschütten und den Beutel aufbehalten. Das heißt den Degen verrosten lassen und die Schaid vergulden. O bethörte Eltern! ihr seyd nicht werth, daß ihr Eltern solt genennt werden, wenn ihr nicht vor allem sorgt, wie ihr denen Kindern den Himmel zuwegen bringet, welches geschieht durch gottesförchtige Auferziehung, nachmals kümmert euch erst um das Zeitliche und Irdische, so ihr ihnen wollt verlassen.

Seltene Uneigennützigkeit.

In einem der letzten Kriege in Deutschland wurde ein Rittmeister beordert, fouragieren zu reiten d. h. Futter für die Pferde zu hohlen, wobey denn ohne Schonen ganze Aecker niedergemähet werden. Er kam in ein einsames Thal, klopft an einer armseligen Hütte an, und ein alter Herrnhuter mit grauem Barte tritt heraus. „Vater, sagt der Offizier zu ihm, zeige uns ein Feld, wo ich mit meinen Reutern fouragieren kann.“ Sogleich mein Herr, antwortet der Alte, stellt sich an ihre Spitze, und führt sie auf die Anhöhe, wo sie in kurzem ein Gerstenfeld antreffen. „Das ist was wir suchen,“ sagt der Hauptmann. „Gedulden Sie sich einen Augenblick,“ antwortet der alte Mann, „es soll Sie nicht gereuen.“ Sie setzen ihren Weg fort, und kommen bald an ein anderes Gerstenfeld. Jetzt sitzen die Reuter ab, mähen die Gerste, beladen ihre Pferde damit, und bereiten sich zum Rückzuge. „Vater, sagte der Rittmeister, ihr habt uns ohne Noth so weit

geführt. Das erste Feld war besser." „Es ist wahr, sagte der ehrliche Mann, aber jenes Feld war nicht das meinige, dieses wohl!

Wo müßten wohl in unserm Lande die Reuter hinreiten, um einen solchen Mann zu finden, der freiwillig sein Eigenthum aufopferte, um andern zu schonen?

Noch ein Beyspiel zu der Wahrheit: Es muß alles offenbar werden.

So lange es noch Menschen giebt, die durch das Geld sich so verblenden lassen, daß sie die schändlichsten Mordthaten begehen: und so lange stolze Menschen sich selbst mit dem Aberglauben hintergehen, daß etwas dergleichen je ganz verborgen bleiben könne, so lange muß jede Geschichte bekannt gemacht werden, welche beweist, wie die Vorsehung geheime Verbrechen offenbart. — Hier also wieder ein solches Beyspiel.

Ein Verwalter auf einem Herrengute im Mecklenburgischen hatte seine Dienste mit scheinbarer Treue verrichtet und sich mit der Haushälterinn verlobt.

Ein reicher Viehhändler aus einer entfernten Gegend kommt im siebenjährigen Kriege oft dorthin und handelt mit diesen Leuten; denn der Herr des Gutes wohnte wegen den unruhigen Zeiten schon länger in der Stadt.

Das Geld, das der Viehhändler bey sich trägt, blendet jene Unglücklichen. Sie beschließen, ihn zu ermorden und zu plündern. Die Haushälterinn muß sich mit ihm einlassen: der Verblendete geht in die Falle; er verlobt sich mit ihr, und ist — verlohren!

Denn das nächste Mal, als er mit vielem Gelde zurückkommt, morden sie ihn im Schlafe, nehmen ihm seinen Geldgurt ab, vergraben den Mann in einem alten Stalle, und niemand weiß, wo er hingekommen ist. — Man denkt: es ist Krieg! Der Mann ist etwa einer Streifparthie in die Hände gefallen, und — weggeschafft worden! Und so wars abgethan! — Der Verwalter und die Haushälterinn heyrathen nachher einander, ziehen von jenem Gute weg, und leben an die 24 Jahre, da denn die Frau stirbt! Rächer und Richter des Bösen, wo bist du?

Der Krieg ist zu Ende. Der Edelmann bezieht sein Gut wieder, lebt mehrere Jahre da; muß endlich einige verfallene Gebäude neu bauen lassen: der alte Stall wird aufgegraben, und da kommt der Todtenkörper zum Vorschein; freylich ganz verfault; doch stehen noch die silbernen Knöpfe am Kleide, auch findet sich eine silberne Schnalle (Ringge) von einer Halsbinde, und diese hat einen verschlungenen Namen!

Aber wer ist der Gemordete? Wer hat ihn gemordet? Wie lange ists her? Davon kann kein Mensch Auskunft geben. Endlich vernimmt's ein alter Hirte. Er erzählt wie die ehemahlige Haushälterinn sich vor 24 Jahren mit einem Viehhändler eingelassen, wie dieser weggekommen sey, ohne daß man wisse wohin, u. s. w. Man schickt nun einen Knopf und jenen Ringgen in seine Heimath, und die Antwort lautet: beyde hätten jenem Viehhändler gehört. Jetzt wird der Verwalter gepackt, gefragt — und er gesteht die That, und stirbt den Tod des Verbrechers! — Richter und Rächer des Bösen! Alles auch das tief und lange Verborgene muß durch dich kund werden!

Der sonderbare Geizhals.

Weiß der Leser, was ein Geizhals ist? O ja, heißt es, und ich kenne manchen dergleichen. — Nun gut, ich will euch aber von einem erzählen, wie ihr sicher keinen kennt!

Zu Rheims in Frankreich lebte ehedem ein Priester, Namens Gedinat. Aber man nannte ihn nur kurzweg den Geizhals. Denn ob er gleich ein reiches Einkommen, und als katholischer Priester keine Familie zu ernähren hatte, so war er doch, nach aller Menschen Urtheil, ein schäbiger Geizhals, der keinem Armen je ein Allmosen gab, und nur auf alle mögliche Weise Geld zusammen zu scharren suchte.

Der Leser denkt: nun — deren giebts noch mehr! Schon gut. Doch nur Geduld!

Als nun Mansinus Gedinat an die hunderttausend Gulden zusammengebracht hatte, da ließ er auf seine Kosten eine Wasserleitung bauen, brachte so gutes Trinkwasser in die Stadt, erleichterte dadurch besonders alle ärmern Volksklassen; und that so unendlich mehr Gutes, als wenn er sein Geld an Bettler und Tagdiebe verschenkt hätte; und noch jetzt segnen die Bewohner von Rheims den wohlthätigen Gedinat.

Demjenigen Leser, der mir einen ähnlichen Geizhals bekannt macht, will ich — einen nagelneuen Kalender verehren.

Wie man die Kälber zum Mezger führt.

Das weiß der Joggeli in C. recht gut. Als sein Vater ein schönes Kalb ins nächste Städtlein verkauft hatte, da sattelt der Joggeli das Pferd, machte sich Steigbügel von — Packfaden; band einen Zwilchsack statt eines Felleisens hinten auf, um das gelöste Geld drein zu thun: das Kalb ward mit zusammengebundenen Füssen vor den Reuter gelegt, und so giengs — hai zehn Batzen — lustig davon. Aber der Gaul verstand sich nicht auf die Sporen, und machte Bocksprünge, bis er seiner Last entladen war; und es giebt Leute die behaupten, daß zwey Kälber am Boden gelegen hätten! — Aber sie sitzen auch beyde wieder auf, und kommen glücklich bis auf den Kreuzweg vor dem Städtchen. Aber hier will das Pferd nicht weiter; Joggeli denkt: „i will dä Rung der Witziger sy! s'ist uf „Chrüzwege ohnidem geng unghürig.“ So steigt er ab, bindet das Pferd an den Wegweiser, legt das Kalb auf eine Stoßbäre, die er entlehnt, und den Sattel dazu, und langt so vor der Schaal an, wo er seine Bezahlung empfängt. Als er aber mit seinem Sattel wieder zurückkommt, da steht freylich der Wegweiser noch da, aber kein Pferd; denn das — der Kälberfuhr überdrüßig, hatte seinen Heimweg klüglich angetreten. Und so mußte der Reiter seinen Sattel selber heimtragen, und langte zu Fuß an. Wenns nit e Hoffahrt wär z'ryte es gieng mänge ringer z'Fuß!

Die Hausmutter wie sie seyn sollte.

Die gelehrten und gebildeten Stadtleute haben unter andern schönen Büchern, auch viele solche, die da sagen, wie dieses oder jenes seyn sollte. Z. B. Der Mann, wie er seyn sollte: die Frau, wie sie seyn sollte: das Kind, wie es seyn sollte. Und so für alle, vom Kaminfeger wie er seyn sollte, bis zum Waschermeib wie es seyn sollte! — Ja, meint

der geneigte Leser, das alles sey nur auf dem Papier so! Aber ich will euch an einem lebendigen Beyspiel zeigen, was die gebildeten Frauen aus ihren Büchern lernen.

Frau Rosamund Süßkind macht heute ihre erste Wasche als neue Hausfrau. Hier ist's ja, wo unsre Weiber sich im größten Glanze ihrer weisen Thätigkeit zeigen. Darum steckt sich Frau Süßkind auch in den völligen Schmuck, legt eine schwarz seidene Douillette an, vergißt die goldene Uhr, und dito Halskette nicht, und also angethan hält sie Revüe über ihre Schnäderrekruten im Waschhaus. Von hier gehts nach dem Waschseil auf den Platz. Aber — bück di Schätzeli —! Die Laube ist enge und niedrig, und dennoch gewinnt dein hochbefiederter Huth neue Zierrath an Spinnegeweben mit Fledermaus-Pfeffer gespickt; bück di Schätzeli —! Dein prächtiger langer Schleyer fegt trotz einem Besen den Boden und erspahrt den Leuten das Auskehren.

Es hat geschneyt. Es wäre doch herzig eine Schlittenfahrt nach Mün — — schemier zu machen. Aber — die Kutscher haben alle keinen guten Geschmack, ihre Schlitten haben alle so gemeine Formen —; man wählt und besinnt sich so lange — bis keiner mehr übrig ist, als das Ebenbild des Mehlkastens aus der Arche Noä!

Man hat eine prächtige Visitenstube zurecht gemacht. Man bittet einen Mahler die Gemählde schön und in der Ordnung aufzuhängen. Aber damit er nicht den glänzenden Fußboden mit seinen gemeinen Füßen betrete, legt man ihm ein Bret mitten in die Stube, darauf er stehn soll! O! ich könnte ein Buch schreiben, wenn ich von dieser Frau alles schreiben wollte, wie sie ist! Was würde erst werden, wenn ich schreiben wollte, wie sie seyn sollte?

Wie man Rechnungen macht.

In einer Zeitung aus den Diebsinseln (der Bote weiß, wo die sind, und eint und andre Leser errathens vielleicht) steht folgendes zu lesen. „Aus dem Hügelland des Innern wird berichtet, es habe Jemand folgendes Gespräch zwischen einem Gril (so heissen dort die Gemeindschreiber, vielleicht weil sie besondre Grillen haben,) und einem Chliti (ist so eine Art Rechnungsgeber) belauscht: — Guten Morgen und hellen Sonnenschein, Bruder Gril, wie stehts um deine Gedanken?

Sonnenschein auch dir Chliti! Ich habe einen Flaschenkürbis voll Palmwein zu viel von gestern; und meine Gedanken schäumen wie der Bach Meme.

Ist mir leid um den Nebel deines Hauses! Da hab ich meine Rechnung etwas aufgesetzt, die solltest du mir ins Reine schreiben.

Gieb her! Ich habe es im Griff wie der Fuchs das Hühnerwürgen, und könnte allenfalls aus mir selber die Rechnung machen. Gieb her! — Er liest:

Am ein und zwanzigsten — Kosten für die Begräbniß der Na. Ner. 95 Stezabe: und Verdinglohn 18. Nekro. Aber diese Angaben sind ja schon in der Rechnung des vorigen Chliti und mit ganz andern Zahlen!!!

Ja! aber Mutter und Tochter hießen gleich! Diese wird die Tochter seyn! — Kann nicht seyn, denn diese war schon früher begraben.

Weiter: Steuer für die Familie N. — Aber kein Mensch kennt eine solche Familie!

Weiter: für P. S. Verdinglohn —: Aber der gleiche Artikel steht zweymal da!

Nun! Die Rechnung soll dennoch zu Stande kommen. Du hast freylich hier und da ein x für ein u gemacht. Aber wenn du den Profit mit mir theilst, so mach ich noch ein Paar u für x, und wir gewinnen ein Hübsches.

So hats der Bote aus jener Sprache übersetzt. Was noch weiter dran war, hat er nun ausgelassen: nur ein Sprüchlein stand noch dabey, das hieß: wer eine reine Haut hat, den wirds nicht beissen.

Woher kommt der Glaube an böse Geister?

Immer noch giebt es hier und da Leute, die an Gespenster, böse Geister, Poltergeister, Ungeheuer und dergleichen glauben, und die darum in beständiger Angst und Furcht ein unglückliches Leben führen. Zwar hat dieser Glaube sich mächtig vermindert. Ausgestorben aber ist er noch nicht ganz, obgleich er gerades Weges aus dem Heidenthum abstammt, und also für gute Christenmenschen sich gar nicht schickt.

Unsere ältesten Vorfahren waren allzumahl Heiden, und glaubten als solche an eine Menge falscher Götter und erdichteter göttlicher Wesen. Da waren Götter im Wasser und auf der Erde, und andere unter der Erde, oder in der Luft, oder im Feuer; und allen diesen wurde ein gewisser Dienst und eine gewisse Verehrung gewidmet.

So wie aber die christliche Lehre ihnen gepredigt wurde, so wollten sie doch ihren alten Aberglauben nicht fahren lassen. Um ihnen nun jene Götter, die sie bisher glaubten, verächtlich zu machen, und zu verleiden, sagten ihnen die christlichen Lehrer: jene Götter seyen lauter böse Geister, eigentliche Teufel, und wer es mit ihnen halte, komme gerade zu in die Hölle. So hörte freylich nach und nach der eigentliche heidnische Götzendienst auf, aber er ward zum Glauben an böse Geister und Gespenster. Da nun aber jene heidnischen Götter an sich nichts waren, sondern nur in der Einbildung der Menschen bestanden, so folgt ja ganz natürlich, daß jene bösen Geister auch nichts sind, und nur in der Einbildung bestehen. Welches zu beweisen war!

Was doch der hinkende Bote für ein gelehrter Mann ist!

Gerechte Strafe der Unbarmherzigkeit.

Es thut mir allemal in der Seele weh, wenn ich sehe, wie manchmal ungezogene Kinder ein armes Thier martern und quälen; und da denke ich denn, es sollte ihnen wiederfahren, was jenem bösen Buben in Schweden.

Ein Hund kömmt unter ein Kutschenrad, wird erbärmlich zugerichtet und kriecht heulend auf ein Haus zu. Ein Bube, der dort steht, wirft das arme Thier mit Steinen, stoßt es mit den Füssen, und thut ihm alles Leid an. — Aber die Richter der Stadt sehen diese That mit Abscheu an. Sie lassen den Jungen abholen, ihm den Rücken blos machen, und sprechen: weil du ein grausamer Mensch bist, der eine arme Creatur in ihren Schmerzen plagen konnte, so sollst du den Namen deiner Unthat an dir tragen. Und nun wird ihm ein Blech an den Hals gehängt, worauf geschrieben war: „Grau-

samer Unmensch!“ Zugleich erhielt er mit einer Peitsche zehn Streiche über den blossen Rücken. Jetzt sprach der Richter: „Fühle nun was es heißt, Schmerzen leiden an seinem Leibe!“ — Da schrie der Junge und bat um Barmherzigkeit. Aber der Richter sprach: „Dieweil du dich nicht er„barmt hast über das arme Gottesgeschöpf, „das in seinen Schmerzen Hülfe und Schutz „bey dir suchte, so soll auch über dich Un„barmherzigen ein unbarmherziges Gericht „ergehen.“ Und nun erhielt er noch zehn andere Hiebe mit der Peitsche!

Dies Strafexempel wirkte. Die dortigen Kinder hüteten sich nun wohl, weiter ein armes Thier zu martern.

Ein anderes Exempel.

Ein Husarengeneral hatte unter seinen Husaren einen, der einen vorzüglich guten Säbel führte. Da sah er einmal, als er mit seinen Leuten die fliehenden Feinde verfolgte, daß einer derselben beyde Hände nach jenem Husaren ausstreckte, und um Pardon bat. Aber der Unmensch hieb zu, und beyde Hände flogen dem Unglücklichen weg.

Nach der Affäre sammelt der General seine Leute, reitet an der Fronte herunter, hält vor jenem Husaren still, und sagt: du hast dich heute besonders ausgezeichnet mein Sohn! Da nimm meinen Geldbeutel! So beyde Hände in einem Zug — — O Herr General, sagt der Husar, wo ich hinhaue — Du Hund — donnert ihm der General jetzt entgegen, welch ein Unmensch muß der seyn, der einem flehend Bittenden beyde Hände weghaut! — Sitzt ab, Steigriemen herunter, und haut die Canallie bis sie krepiert! — Und als die Exekution vorüber war, sprach er: „Nimm das zum „Denkzettel! Und wenn ich noch einen sol„chen infamen Streich von dir sehe, so laß „ich dich tod schiessen, wie einen tollen „Hund!“

Gott behüt uns vor allem Bösen.

Zwey Stückli vom Joggeli.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

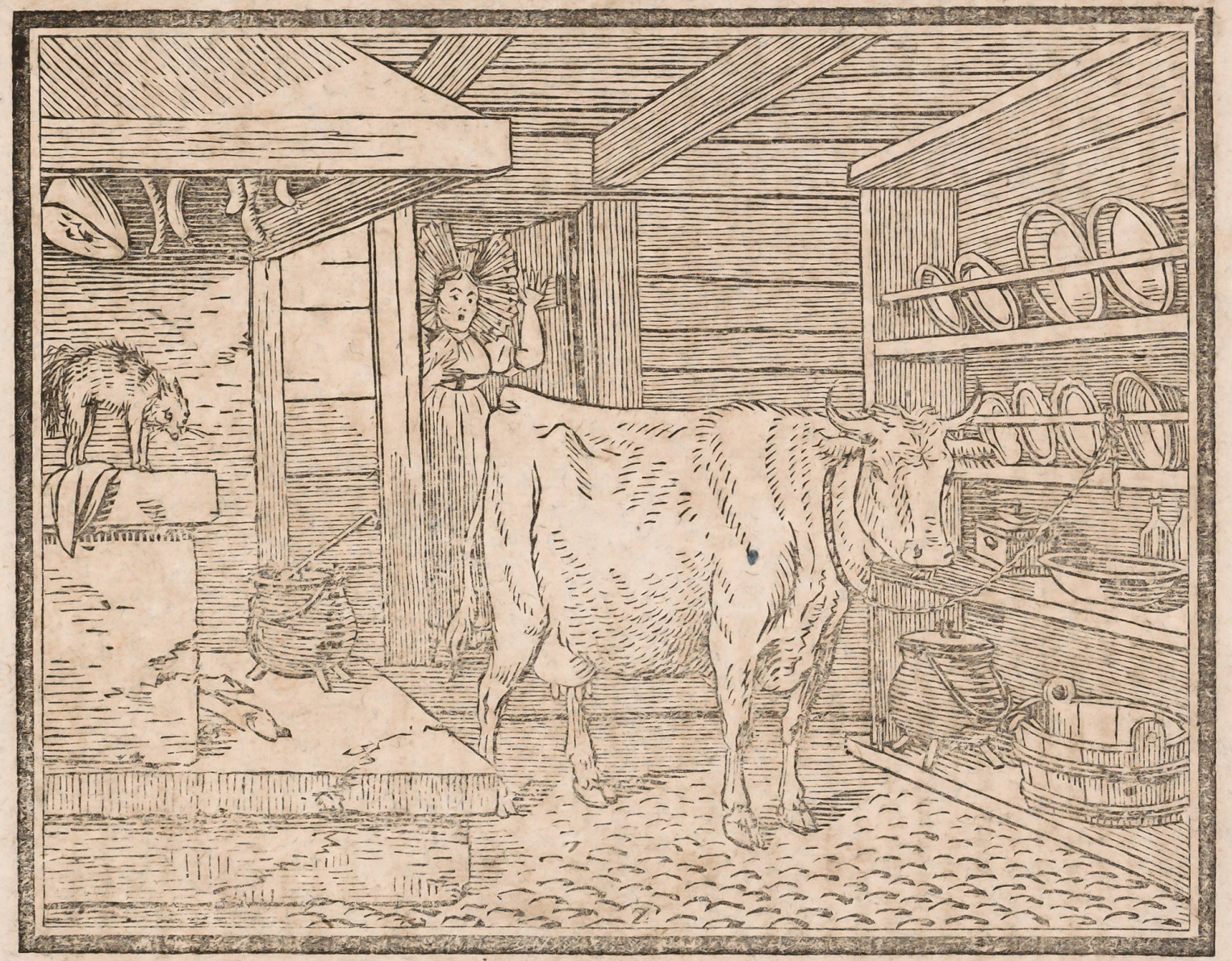
Erstlich, wie er vom Märit heim kam; da er unterwegs mit den Füßen überwindligen nähte, und am Boden hebräisch schrieb, und alle Augenblick die Breite der Straße maß, und froh war, daß seine Kuh fester auf den Beinen stand als er. So kam er heim in finsterer Nacht, führt seine Kuh in den Stall; nicht doch! in die Kuche; bindet sie an den Kachelbank, (dort heißt er Bekenschaft) und geht jetzt zum Bette, worinn seine Frau ihn mit Angst erwartet. Was sie nun mit einander gesprochen haben, das kann der Leser hier reimweise vernehmen:

Joggeli. Liebe Frau! da bin i scho!
Hurti gang go ds'Chueli mäle,
's möcht em süst das Uter gwälle;
Duß wirds a der Chrüpfe stoh.

Frau. So! Bist do? du Lumpenhund!
Gell! Bist wieder ume gloffe,
Hest an alle Orte gsoffe!
Gott erbarms! Du susst di z'Grund!

Joggeli. Hopsa! Hopsa! guti Mutter,
Bis au nit so bös! Chum lue
Uesi hübschi neui Chue,
Wie si lustig frißt das Fuetter.

Frau. Schwätz no wie ne Narr derzue!
Wird ächt d'Chue gar alti Chelle,
Chachle, Häfe fresse welle?
Los me sötts i d'Prattig thue.



Und so ists nun geschehen. Wünsch gute Besserung!

Und zum andre wie der Joggeli balbirt wird, das ist au gar kurzweilig. Da kam er mit einem Trupp Volk aus dem Holz ins Wirthshaus, hatten für den ersten Durst gesorget: wollten aber auch für den letzten etwas und schrien: Brantenwein! Brantenwein! — Kein Wunder, daß Joggeli jetzt zu tanzen anfieng, obschon niemand Musik machte, als der Muheim hinterm Ofen. Und nun beißt ihn der Bart, und man soll ihn balbieren. Da sitzt er auf einer Stabelle, und mit einem Waschlumpen haben sie ihn eingeseifet, und der Küfer hat ihm mit einem Gertel den Bart so säuberlich geputzt, daß er — (vor Freuden denk wohl) — weinte, daß ihm das Wasser über die Backen lief.

Joggeli! Bis doch au gschyd!
Lo das Narre gelte.
So het menge d'Ehr verhyt,
Der si nit ließ schelte.
Blybst du gern en Ehrema?
Lo dir ds' Narewerch vergah.

Mord aus Religions-Schwärmerey.

Wenn je eine Geschichte aus neuerer Zeit die Aufmerksamkeit aller vernünftigen und wahrhaft christlichen Menschen verdient, so ist es die schreckliche Geschichte, die sich im Merz 1823 zu Wildispuch, im Canton Zürich zugetragen hat, und die der Bote hier zur Warnung erzählen will.

In dem Hause eines wohlhabenden Bauers daselbst, waren schon vorlängst sogenannte fromme Versammlungen gehalten worden, in denen die Sektirer dortiger Gegend ihr Unwesen trieben. Die Regierung hatte schon damals die nöthigen Vorkehrungen dagegen getroffen, und man hoffte, es sollten wenigstens ungebührliche Auftritte verhütet werden, und das Uebel würde nach und nach aufhören. Der Bote aber, der den Sektengeist schon lange kennt, weiß leider, daß derselbe ein unbändiger und trotziger Geist ist, der nicht leicht nachgiebt.

Vorzüglich waren es — der Leser merkt das wohl — zwey erwachsene Töchter des Hauses, die in diesen Versammlungen besonders thätig waren, von denen eine die heilige Margareth hieß! Diese waren zwar, wie man glaubte, entfernt; heimlich aber hatten sie sich doch wieder da eingefunden, und den schrecklichen Auftrit veranlaßt, der am 12 Merz statt fand. Am Abend dieses Tages hörte man nämlich in dem wohlverschloßenen Hause des obengenannten Johannes Peter einen Lärm von betenden, rufenden und heulenden Stimmen, und ein Gepolter wie von Axtschlägen. — Der Lärm erneuerte sich die ganze Nacht durch, und den folgenden Tag bis gegen Abend, wo denn der Oberamtmann von Andelfingen von der Sache Nachricht erhielt, Polizeydiener hinsandte, und später selbst eintraf. Aber nur mit Gewalt konnte Haus und Stube eröfnet werden. Und nun — welch ein Anblick bot sich ihm dar? Das Haus war im Innern völlig zerstört, der Oberboden war eingeschlagen, der Ofen zertrümmert — und die Menschen — Männer und Weiber durch einander und über einander liegend, kniend, betend, schreiend, dreinschlagend — wie rasende Menschen!! — Aber das Gräßlichste kommt nun erst noch! Nachdem jene Rasenden alle in ihre Heimat gewiesen waren (warum wurden sie nicht gleich in sichere Verwahrung gebracht?)

ward die Polizeybehörde in Zürich benachrichtigt, und diese befahl, die Haupturheber, besonders Peters zwey Töchter in Verhaft zu nehmen, und nach Zürich zu schaffen, wo man sie als Wahnsinnige ins Tollhaus zu stecken gedachte. Aber zu späth! Sie waren ermordet! Auf ihr eigenes Geheiß und Begehren waren sie auf Laden gekreuzigt worden, um, wie sie in ihrem traurigen Wahnsinne sagten, für die Sünden des Antichrists zu büssen, und zugleich viele tausende armer Sünder zu erlösen!! Sie selbst freuten sich über ihre Marter; sie selbst befahlen ihnen den Kopf mit einem eisernen Scheidweggen zu spalten, und ihre Mörder labten sich nachher mit Wein, und behaupteten, ein Gott gefälliges Werk gethan zu haben!!

Dem alten Boten kommt wahrlich das Wasser in die Augen und er betet im Stillen: Herr! rechne ihnen ihre Sünde nicht zu, sondern vergieb ihnen; denn sie wußten nicht was sie thaten!

Aber nun, liebe Leser, beherziget wohl folgende Bemerkungen:

1. Alle solche abgesonderte, also sectirische, sogenannten Versammlungen sind allemal gefährlich! Wenn sie auch noch so gut gemeint wären, wenn ihre ersten Stifter noch so fromm, ihre Antheilhaber noch so aufrichtig wären; so arten sie doch in der Folge fast immer aus, und niemand kann für ihren Erfolg gut stehen, weil niemand weiß, wie weit das Wasser lauft, wenn es einmal über die Schwellen und Dämtsche hereingebrochen ist.

2. Wenigstens ist das die unfehlbare Folge aller solchen besondern Versammlungen, daß sie die Gemeinschaft der Kirche und die Eintracht der Glieder stöhren. Was ist nicht schon für Zwietracht in den Familien, Uneinigkeit unter den nächsten Verwandten, Unruhen in den Gemeinden u. d. gl. durch dergleichen Sektenwesen entstanden! Und was Uneinigkeit und Unfriede pflanzt, ist doch gewiß nicht gut, und kommt also auch nicht von Gott!

3. Es ist allen Sekten-Predigern eigen, daß sie den Gebrauch der Vernunft in Religions-Sachen verwerfen und verbieten, und also eben dadurch aller Unvernunft Thür und Thore öfnen. Sie sind die Leute, welche ganz gegen die Lehre der Bibel das Licht verstecken, und die Finsterniß lieber haben. Und wenn wir auch nicht geradezu behaupten, daß darum ihrer aller Werke auch böse seyen, so kann doch eine unvernünftige Gottesverehrung nicht gut seyn, denn Paulus will einen vernünftigen Gottesdienst. Und wo keine Vernunft Wache hält, da hat jeder Betrüger und Dieb freyes Spiel.

4. Aber so wie sie die Vernunft unterdrücken, so erheben sie hingegen die Einbildungskraft, und befördern dadurch Täuschung, Irrthum, Betrug aller Arten. Daher denn das Vorgeben von göttlichen Träumen, übernatürlichen Offenbarungen und Erleuchtungen des Geistes Gottes, von Gesichtern und Erscheinungen, und alle die unvernünftigen und unwahrhaften Vorgeben, mit denen solche Leute die Leichtgläubigen bethören, nachdem sie zuerst sich selber bethört haben. Daher denn finstere, schwere Gemüther dadurch so leicht zu Schwermuth, Angst — Verzweiflung, wohl gar zum Selbstmord gebracht werden, lebhaftere, hitzigere Köpfe aber auf die ausschweifendsten Einfälle, oft auf wahre Rasereyen verfallen.

5. Eben so klar liegt am Tage, daß durch solche Versammlungen allemal geistlicher Stolz und Hochmuth gepflanzt wird. Zwar wissen alle Sektirer äusserlich die Demuth recht gut vorzustellen, und niemand spricht mehr und lauter von seinen Sünden als eben der Frömmling. Aber bey dem allem halten sie sich in ihren Herzen doch für besser als andere: meynen, sie hätten sich von der Welt getrennt, wenn sie nicht mehr mit andern Leuten freundlich sind: glauben, sie seyen frömmer, weil sie mehr beten und singen, und blicken mit stiller Verachtung auf andere Weltkinder herab, wie zu lesen steht Lucä 18. Cap. und folgende.

6. Aus allen diesen Gründen können auch alle solchen Sekten und ihre Versammlungen schwerlich oder gar nicht in Schranken gehalten werden, sondern arten fast immer ins Verderbliche aus. Wo keine Vernunft mehr waltet: wo alle eigenen, wenn auch noch so thörichten Einfälle für göttliche Eingebung gelten: wenn alle und jede Prüfung als unerlaubt verworfen, und alle die, welche auch noch so gegründete Einwendungen machen, als Kinder der Welt oder gar des Teufels verdammt werden, so wird am Ende alles verwirrt, das Unterste zu Oberst gekehrt; und eine im Anfang noch so ruhige Versammlung kann im Verlauf der Zeit in die gröbsten Ausschweifungen verfallen!

7. Denn — und das sey meine letzte Bemerkung — einem religiosen Schwärmer sind alle Gräuel möglich, wie die Geschichte klar zeigt! Denkt an alle die Rasereyen und Abscheulichkeiten der Sekte von Anton Unternährer: an die unglücklichen Auftritte in Rapperswyl im Jahr 1807. Seht hier in Wildispuch (Pfarrey Trüllikon) die scheußlichen Auftritte, und überzeugt euch, wie gefährlich alles und jedes religiose Sektenwesen wird, wie keiner sagen kann, wo er stille stehen wolle, wenn er einmal die angewiesene Bahn verlassen hat, und wie nöthig es darum sey, sich alles Antheils an solchen sektirischen Versammlungen zu enthalten.

Politisches Gespräch.

Peter. Eh nis Bott! da chunt ja Joggi u Christe! Wo chömit dier jetzt her?

Joggi. Us em Welschland, mungscher!

Christen. Bungschur Biäre! Ja wäger grad us em Welschland, änefürig dem bong de Gümmine.

Peter. Sakerdie! Das ist däich da wo d'Türke so grüselig huse!

Christen. Nit zvollmig, mu Nami! Aber grad gly, me vernimmt da Sache un Affäre, daß eim fry tschudert. Nes ba Schaggo!

Joggi. Wui da! Das ist das Lang, wo der Bonabarti d'Schwyzer so drängelirt hät. Aber ds' Rewangschi ist ihm nit usbliebe. Er ist scho zweumal vo de Türke gmordsakerirt worde.

Christe. Ja! Aber er ist notti e brave, daß er de Grieche so brav hilft. Mängen andre, daß es viel besser vermöcht, thäts doch nit. Grad wie der König vo de Cheiserlige! dä het d'Grieche o nit welle z'Vinedig düre la, daß sie hätte chönne der Pontegsüng ezündte, u de Türke z'Wasser abschnyde.

Peter. So ist notti wahr daß der

Z.

Napellon de Grieche hilft? Benz het geng welle ha, er syg ja am Bodagra gstorbe.

Joggi. Hähähä! Der Bengli — was wet dä Buger de fu wüsse, dä sy Nase nie über d'Allment use gstreckt het. Aber mir wüsses! mir sy ja schier sechs Monet z'Vivis gsi, o bu dü bäi de wo.

Christe. E gutre Biäre, i will di brichte. Aber gieb Achtig gomi fo! Gschau d'Grieche sy nes Volk, das scho lang glebt het. Sie wohne dort änefürig dem Geißchnubel, mengs tusig Stund vo hie, z'nächst am Meer.

Peter. Ja! I weiß! Der Schulmeister het die male brichtet vom Meer, u vo de Darnellen, u vom — wie seit me neue scho — Arpilagris, u vo dem grosse Hafe z'Constantinopel, wo mängisch bi zwölf zwänzig hundert Fisch dry lause: u vom Challi-Bascha u Bisilanti.

Christe. Ja gschau! U dä Chrieg ist agange daß Türke nit hey welle lyde daß Grieche o Schnütz trage. U nes geit so grüselig, daß mirs z'Vivis wohl mängisch hey ghöre chrache, we sie mit der Atalerey gschosse hey gomme Diable.

Schreckliche Geschichte aus Finnland.

(Siehe gegenüberstehende Vorstellung.)

Aus meinem Briefwechsel mit dem hinkenden Boten von Petersburg, erzähl' ich auch diesmal eine wirklich gräßliche Geschichte, die sich in jenen Gegenden zutrug.

Als der tapfere General Buxhöveden Finnland erobert hatte, und mit seiner Armee siegreich zurückzog, folgten ganze Heere von Wölfen und Bären nach, welche sich von den gefallenen Zugpferden u. d. gl. ernährten. So wurden diese reissenden Thiere unter anderm auch zur fürchterlichen Landplage für die Provinz Esthland, und die Reisenden befanden sich in der größten Gefahr. Man zählte in einem einzigen Kreise jener Provinz an vierzig Personen, die durch diese Raubthiere verunglückt waren. Daher galt es für ein gefährliches und vermessenes Wagstück, sich ausser die Dörfer zu wagen.

Dennoch wagte es eine Bäuerinn dortiger Gegend in jener Zeit entfernte Verwandte zu besuchen; sie bestätigt aber die Wahrheit, daß wer sich ohne Noth in Gefahr begiebt, darinn verdirbt; und daß es vermessenen Menschen übel abläuft.

In einem leichten Schlitten, mit einem Pferde bespannt, fährt sie ohne männliche Begleitung von Hause, und nimmt — o Vermessenheit, sogar ihre drey unerwachsenen Kinder mit sich. — Die Strasse war schmal, aber gebahnt; der Schnee zu beyden Seiten sehr tief und ungangbar; umkehren konnte sie auf keinen Fall, wenn sie nicht stecken bleiben wollte.

Die Hälfte der Reise ist glücklich vorüber; ob aber die Frau Gottlob dazu sagte, das weiß ich nicht. Sie sieht mir aber nicht darnach aus, wie der Leser gleich hören wird. Denn jetzt fährt sie am Rande eines Tannenwaldes hin, und o weh! eine ganze Heerde hungriger Wölfe zieht hinter dem Schlitten her! Angst und Schrecken befallen die Frau; aus allen Kräften peitscht sie auf ihr Pferd los, um mit eiliger Flucht sich zu retten. Aber dennoch sind bald ein Paar der fürchterlichsten Bestien ihr zur Seite, und um weniges fehlt es so sind sie voraus versperren ihr den Weg — und dann ists geschehn. Zwar galt es wohl vorerst dem Gaul. War aber der hin, was sollte aus der Mutter mit den Kindern werden? Angst und Verzweiflung verwirren die Sinne der Mutter. Sie weiß nicht mehr was sie thut. Sie nimmt das mitlere Kind, ein kränkliches schwaches Wesen, das eben jetzt erbärmlich schreit — und — ach Gott — wirft es den Wölfen dar, um sich und die andern zu retten!

Aber sie waren nicht gerettet! Kaum hatte der letzte Schrey des unglücklichen Schlachtopfers in der Wildniß verklungen, als der hungrige Trupp aufs neue sich nahet, aufs neue die gräßlichsten ihr zur Seite stehn, und neue Angst sie erschüttert. Sie drückt den Säugling an ihre Brust — sie blickt mit stummer Sinnlosigkeit auf den ältern Knaben: der schmiegt sich zärtlich an die Knie der Mutter, und bittet freundlich: „Gell! Mütterlein! Ich bin fromm: du wirfst mich nicht heraus wie vorhin den Schreyhals?“ — Und doch — die Angst steigt, die Sinne verwirren sich — auch dieses Kind wird den reissenden Unthieren dargeworfen! — Barmherziger Gott — wie unbarmherzig sind deine Menschen!

Angst und Gewissensbisse martern die Mutter, aber die gräßliche Gefahr betäubt die innere Stimme.

Der hungrige Trupp ist noch nicht gesättigt, und folgt dem Schlitten aufs Neue. Vor sich den dichten Wald, hinter sich die fürchterlichen Thiere. Höllen-Angst im Herzen — den Säugling im Arm — so eilt sie mit dem müden Pferde vorwärts. — Aber jetzt steht ein gräßlicher Wolf hinten am Schlitten in die Höhe, — jetzt legt er ihr die rauhen Pfoten auf die Schulter, — jetzt schnaubt sein geöfneter Rachen hart an ihrem Gesichte — ach Gott — halb entrissen halb dahingegeben wird auch der Säugling ein Opfer des hungrigen Thieres! —

(Ich muß in Gottesnamen absetzen, und die Augen abtrocknen, ehe ich fortfahren kann!)

Mit gebrochenem Herzen, mit zitternden Händen, denen der Zügel entfallen ist, unwissend ob nicht sie selbst in Kurzem ihren Kindern im gräßlichen Tode folgen müsse, fährt die Unglückliche dahin.

Der Wald wird dünner, in mäßiger Entfernung zeigt sich ein Bauernhof, das sich selbst überlassene Pferd eilt von selbst dahin, und bald ist die Unglückliche in einem Kreise gutmüthiger sich höchlich verwundernder Menschen. Die ganze Haushaltung sammelt sich um sie herum: man labt sie mit allem was man nur hat: man fragt neugierig nach allem, und Mitleid, Angst, Grausen, Unwille wechseln in den Herzen der Zuhörer, und verschliessen ihren Mund! Aber Ein Herz empört sich. Es ist der Sohn des Hauses. Abscheu hatte das Blut aus seinem Gesichte getrieben, dunkel strahlte sein Auge, Unwille erschwerte ihm die Stimme! Er sprach: „Was? das konntest du „thun? Das gebrechliche Kind, den flehen„den Knaben, den Säugling von der Brust, „deine eigenen Kinder warfst du den Wöl„fen dar! Weib! Du bist des Lebens nicht „werth!“ Und auf der Stelle spaltet er ihr mit der Axt den Kopf. — Ruhig wischte er das Blut ab, und ging ans Holzspalten!

Aber die Gerichte behändigten den unbefugten Rächer als Mörder, und verurtheilten ihn nach den Gesetzen. Doch Kaiser Alexander verwandelte sein Urtheil in Schanzarbeit an der Dünamünder-Schanze, die dem Leser beßtens bekannt seyn wird.

Der König und die Nachtwächter.

Den alten König, Friedrich den Grossen, hat der geneigte Leser sicher noch nicht vergessen. Nun — der ritt kurz nach seiner Thronbesteigung mit einem kleinem Gefolge nach Breßlau in Schlesien, und niemand kannte ihn. Und der König zog hier und da jemanden den Huth ab, und niemand dankte ihm. Da wird der Mensch im Könige — nein doch! — der König wird im Menschen unwillig, und läßt die sämtlichen Nachtwächter von Breßlau zu sich rufen. „Wie ruft ihr die Stunden ab?“ fragt er: — und sie antworten: „hört ihr Herren, und laßt euch sagen: Nun so sollt ihr in Zukunft rufen: „ihr grobe Flegel laßt euch sagen.“ — Zitternd und todtenblaß eilen die Nachtwächter aufs Rathhaus, erzählen was geschehen war, und der hochweise Magistrat schickt auf der Stelle einige aus seinem Mittel, um den König zu besänftigen, indem ihn niemand erkannt habe. Aber, gleich viel, sagt der König! „Wenn ich jemanden den Huth abziehe, so soll er danken, sey ich der König oder nicht. Es bleibt beym Befehl.“

Da ermuthigte sich ein junger Rathsherr (er wird freylich wohl seither alt geworden seyn:) und sprach sehr bestimmt: „aber die Nachtwächter dürfen durchaus nicht so ruffen!“ Der König fährt ihn an: und warum nicht? — „Weil ja Ihro Majestät selbst hier übernachten werden!“ Und der König ließ die Flegel ungerufen, und giebt uns die Lehre:

1. Merk: sey höflich gegen jedermann; du weist nicht wo und wie ihr einander wieder findet.

2. Merk: ein guter Einfall zu rechter Zeit und am rechten Orte angebracht hilft oft mehr als viel Redens. Und darum ist der Bote im ganzen Lande herum so berühmt.

3. Merk: der große Mann muß die Wahrheit lieben und gerne hören, auch wenn sie ihm seine Uebereilung aufdeckt. So that der große König, und so thut — der kleine hinkende Bote!!

Vom Ursprung der Eyerzüpfen.

Die alten Römer verehrten unter andern Göttern auch den Saturnus, den sie für den ältesten Gott hielten. Ihm war geweissagt worden, von wem weiß ich aber nicht, eines seiner Kinder werde ihn vom Throne stossen! Was thut also der alte Herr? So oft seine Frau ihm ein Kind bringt, er flugs drüber her, und verschlingt das Kindlein mit Haut und Haar, wie ein kreuzeriges Wegli, zum Frühstück! — Der geneigte Leser denkt nun: aha! da haben wir ja den Kindlifresser! Und so wirds auch wohl seyn.

Das hindert aber nicht daß die armen Leute dem unbarmherzigen Vater göttliche Ehre erwiesen. Im Monat December feyerten sie ihm sieben Tage lang fröhliche Feste, wobey in den ältesten Zeiten sogar Kinder geschlachtet und geopfert wurden! So wie aber Gottlob die Leute nach und nach gescheider wurden, so grausete es ihnen ab den Menschenopfern. Sie machten also Kinder von Teig, und opferten diese. — Als nun das Christenthum in jene Gegenden kam, wurde auch jener Gebrauch, mit einiger Veränderung, aufgenommen. Die Kindergestalten aus Teig wurden nun auf das Weihnachtkindlein gedeutet, und als Geschenke an gute Freunde und Verwandte versandt. Und das sind unsere Eyerzüpfen!

Wenn einer doch wüßte wo der Bote das alles her hat!

Eine merkwürdige neue Erfindung.

Die Leute werden doch nadisch je länger je witziger! Da hat einer nicht gar weit von einem Steinbruch — einen Baum voll schöne Aepfel; die hätte er gerne herunter gekriegt. Aber der Baum ist hoch, herunterfallen mag man nicht, zudem ist unten drinn ein Wespennest — wie machen? Auf einmal erdenkt er etwas wie er die Wespen vertilgen und dazu die Aepfel alle miteinander eines Streiches herunter kriegen will. Er thut unten in den Baum drey Pfund Schießpulfer, und sprengt den Baum samt Wespen und Aepfeln glücklich in die Luft!

Das ist en Erfindung! Ohni Spott
So häts nit ersinnet der hinkend Bott.

Ein schönes neues Lied

von einem verzauberten Fuchs; und wie derselbe durch Satans List grosser Gefahr entronnen.

Reimweise gestellt durch W. E. Ruflaut, ehrsamen Schuster und Nachtwächter zu Emmenburg.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Merkt auf, ihr frommen Christenleut,
Es wird euch nicht gereuen;
Denn ich will euch erzählen heut
Was männiglich soll freuen.
Wie sich in einer grossen Stadt
Der Satan selbst gezeiget hat,
Zum Schrecken aller Spötter.

Es lacht so mancher heut zu Tag
Wohl über Satans Drachen;
Und spottet: „Glaub's wer glauben mag!“
Doch da ist nichts zu lachen.
Wie mancher griffe gern in Sack
Könnt er von seinem bösen Drack
Durch Geld erlöset werden.

Auch spottet mancher keck und kühn
Der Hexen und der Teufel.
Doch will ich treulich mich bemühn
Und lösen euch die Zweifel:
Und zeigen, daß noch heut zu Tag
Der Satan sich verwandlen mag,
Wie an dem Fuchs zu sehen.

Der Fuchs lag, fett und dick und satt,
Hart unter Schlosses Mauern;
Und thät wohl in derselben Stadt
Auf gute Bislein lauern.
Und weil es eben ganz und gar
Verschneit, und tief im Winter war
So hielt er langen Schabes.

Doch ach! die Zeiten ändern sich;
Auf Lachen folget Weinen.
O Füchslein! Füchslein! Wahre dich!
Den Jammer! — Es erscheinen
Zwey Dutzend Jäger auf der Stell;
Die werden dir dein armes Fell
Ganz kunstgerecht zerzausen.

Sieh! Peter spitzt die Nase schon,
Und wittert deine Tritte.
Und eh mein Füchslein ist entflohn
Steckts schon in ihrer Mitte.
Vom Schlosse hagelts dick mit Holz,
Und ringsum steht der Jäger Stolz;
Wie will der Fuchs entrinnen;

Ey seht mir mahl den Fuchs! Er will
Nicht weichen ihren Worten.

Die Fuchs-Jagd.

Er liegt so ruhig, mäuslein still
Hart an des Schlosses Pforten.
Wenn da nicht Satans Tuck und List
Mehr als der Fuchs im Spiele ist,
Will ich nicht Ruflaut heissen.

Doch endlich macht er sich den Spaß,
Will sich zum Fliehn bequemen.
Hilf Himmel! Welch ein Lerm wird das!
Als ob die Türken kämen.
Pif! Paf! Puf! Wohl dreyhundert Schütz
(Mit Gschrót geladen oder Grütz?)
Die Jäger auf ihn feuern.

Sechs Stund ringsum erschrickt man recht,
Und spricht: „eh was zum Schinter!
„Hei si de i der Stadt inn ächt
„Solennität im Winter?“
Doch unser Fuchs macht nicht viel draus,
Mit heiler Haut lacht er sie aus,
Und tanzt vor ihren Augen.

Doch armes Füchslein! Wahre dich!
Es gilt nicht länger Flausen.
Hans Meisterlich ermannet sich,
Will dir mit Kolben lausen.
Doch unser Fuchs den Stoß parirt,
Und unterm Kolben eschapirt
Durchs kleine Sagithóri.

Nun! Wenn das nicht der Teufel war,
Wie wär er so entronnen?
Dann dürfte ja die Jägerschaar
Nicht fürder an die Sonnen;
Und: „Füchslein! Füchslein! Beiß mich nit!“
Würd ihr wohl alle Schritt und Tritt
Ins Ohr gepfiffen werden.

Und auf und fort! Durch tiefen Schnee
Folgt nun der Jäger Haufen.
„Heit ihr kes Füchsli niene gseh;
„Er wird nit wyt meh laufe.“
Doch Füchslein nicht zu finden ist.
Da seht ihr wie des Bösen List
Die Menschen kann vexiren.

Das wollt' ich, tapfre Jägerschaar,
Zu deinem Trost dir singen.
Weil Satanas im Fuchse war
So mußt er dir entspringen.
Ihr werdet nun, ich zweifle nicht,
Mir für mein herrlich Lobgedicht
Wohl — einen Fuchsbalg schenken.

Brosamen von des Herren Tisch.

Ein Dorf-Schulmeister gleicht gewißermaßen einem Hasen. Wenn ihn die Jungen den ganzen Tag genug gehetzt haben, so kommen oft am Abend noch die Alten, und brennen ihn auf den Pelz.

Man möchte wahrlich bey vielen Büchern bitten: Herr sage doch, daß aus diesen Steinen Brodt werde.

Ein Mensch, der mit Briefen ohne Namens-Unterschrift andere belästiget, gleichet denen, die bey Nacht mitten in einem Fußweg ihre stinkende Nothdurft verrichten.

Frau. Vreneli! Geh doch jetzt in die Schaal, und bring mir eine Kalbsbrust.
Vreneli. Ja Frau! Aber wollt ihr eine hintere oder eine vordere?

Ein Reicher ließ wegen einer geringen Unpäßlichkeit den Arzt rufen. Dieser befühlte den Puls und fragte: „Haben Sie „Appetit?“ „Ja,“ sagte der Kranke. — „Schlafen Sie gut?“ „Ja.“ — „Nun „so will ich Ihnen etwas verschreiben, das Sie von Allem befreyen „soll.“

Der brave Mezger.

Man weiß ja wie es gewöhnlich geht! Kommt einer in Unfall, sein Vermögen vermindert sich, gleich ist alles drüber her, jeder will noch zugreifen, und dem sterbenden Vogel eine Feder ausrupfen. Er muß verkaufen, man bezahlt ihm so wenig als möglich, drückt ihm in seiner Noth sein Eigenthum so wohlfeil als möglich ab, und richtet ihn so völlig zu Grunde. Und ich wollte dem geneigten Leser nicht rathen, denen die so handlen zu sagen, sie wären nicht ehrliche Leute! — Aber ein schönes Beispiel vom Gegentheil will ich erzählen.

In Berlin starb ein Kaufmann, der ohne seine Schuld um sein Vermögen gekommen war, und seiner Familie nichts hinterließ, sogar sein Haus mußte versteigert werden. Ein Mezger, Georg Ernst Teichmann, hat Mitleiden mit der Wittwe und den Kindern. Er geht also hin, ersteigert das Haus um 4225 Thaler. Bald kann ers aber um 6500 Thaler wieder verkaufen. Und nun was thut er? Er schenkt den Gewinn von 2275 Thalern der Wittwe und den Kindern!

Da steht auch wieder schwarz und weiß neben einander!

Sich der Armen
Gern erbarmen
Zeigt ein frommes Christenherz!
Arme schinden,
Heißt: mit Sünden
Mehren seiner Brüder Schmerz!

Der versteht das Fragen.

Kommt ein Herr von Leipzig und trift auf der Straße zu Berlin einen von zwey Brüdern an, die sich sehr gut glichen. Er grüßt ihn und sagt: Ich habe Ihnen einen Gruß und noch sonst etwas auszurichten. Aber sagen Sie mir doch, habe ich eigentlich die Ehre mit Ihnen selbst oder mit Ihrem Herrn Bruder zu sprechen? — O du Hansdampf!

Mittel gegen Kopfschmerzen.

Hr. S. Handelsmann in L. gieng, als er eines Tags von heftigen Kopfschmerzen geplagt wurde, zu seinem Nachbar L. A. und klagte ihm seine Krankheit, fragte ihn zugleich, ob ihm kein Mittel dagegen bekannt sey. Dieser, wie bekannt, lustige Spaßvogel sagte sogleich, er könne ihm mit einem guten Mittel behülflich seyn, er müsse nur Schießpulver mit Kirschwasser auf dem Kopf bis auf den halben Rücken hinunter einreiben und hernach anzünden, die Schmerzen im Kopf werde er nachher minder spüren. S. dem die Würkung dieses höllischen Feuersaamens allem Anschein nach unbekannt war, faßte dieses Rezept im Ernst buchstäblich in Gedanken auf, gieng nach Haus und machte auch seine Frau damit bekannt, diese rieth ihm die Würkung dieses Mittels zu erproben, nun wurde sogleich Schießpulver und Kirschenwasser herbey geschaft, und zum Werk geschritten; als das Feuer diese brennbare Materien ergriffen hatte, war sogleich der Rücken und Kopf des S. in Feuer und Flammen. Die Gebehrden welche er während dieser Explosion und nachher gemacht haben wird, und die Würkung derselben, kann sich der Leser selbst vorstellen, es mag genug seyn, wenn ich sage, daß derselbe seither statt seiner abgebrannten braun-blonden Haaren, unter

dem Hut eine weiße baumwollene Kappe trägt, um seinen Kahlkopf zu verbergen, und den Rücken verpflastern muß. Wenn jetzt in Gesellschaft das Gespräch auf Feuerwerk geleitet wird (welches in seiner Gegenwart oft geschieht), so findet er für gut sich sogleich zu entfernen.

Der fromme Müller.

Ein Spaßvogel kam in ein Wirthshaus, wo einige Müller beysamen sassen, die er alle wohl kannte. Er fieng sogleich mit ihnen ein kurzweiliges Gespräch an, worinnen einer den andern an Wiz zu übertreffen suchte. Der Spaßvogel fragte nun die Müller, ob sie auch wüßten, welches der frömmste Müller im Lande wäre. Nein, sagten sie. Ey, sagte der der erste: es ist der NN. in N. So, sagte ein Müller, ich wüßte aber doch nicht warum, und habe auch keine Ursache es zu glauben. Ja wohl, sagte der Spaßvogel, denn er hat ja nur eine Hand.

Die zweymalige Beerdigung.

Daß doch dem alten Stelzfuß alles zu Ohren kommen muß, ja selbst auch solche Geschichten, deren Bekanntmachung man durch alle Klugheit zu unterdrücken sucht, wie nachstehende Geschichte, die sich vor ein paar Jahren zu S. einem berühmten Flecken im E. ereignet hat, den günstigen Leser belehren wird.

Bey einem Leichenbegängniß wo sich nebst den Verwandten auch zugleich die mehresten Vorgesetzten des Orts in der Wohnung des Verstorbenen einfanden, und wo man nach üblicher Art vor dem Begängniß einen guten Trunk zu sich nahm; so wurde nun dieses so stark beobachtet, daß wie es scheint, der rothe und weiße eine solche Kraftäusserung hervorbrachte, daß alles leicht wurde, was sonst schwer zu seyn scheint.

Der Sarg ward nun auf einen Wagen gelegt, und an den Ort seiner Bestimmung beerdigt, und dann der Rückzug nach des Verstorbenen Wohnung genohmen, wo man sich dann an den Ueberbleibseln der Züpfen, Schinken, Käs und so weiters so lange belustigte, bis man mit benebelten Augen etwas bemerkte, was man mit nüchtern nicht zu sehen vermochte. Man sah nämlich auf einem Bette etwas liegen, deckte es ab, und siehe, der Verstorbene lag noch da! Erschroken über dieses sonderbare Ereigniß, ward der Sigrist als gewöhnlicher Todtengräber, sogleich gerufen, und mit dem Versprechen einer schönen Belohnung in Pflicht genommen, die Sache verschwiegen zu halten, das Grab bey Nacht wieder zu öffnen und den Sarg heraus zu nehmen, wobey man ihm Zeit und Stunde bestimmte, wenn man mit dem Todten anlangen würde. Alles wurde nun pünktlich beobachtet, und die zweite Beerdigung ging in der Stille vor sich.

Ein voller Kopf und leerer Sarg,
Bey einer Leich, ist doch zu arg.
Drum willst du was verschwiegen haben,
So thu's nur alten Weibern sagen;
Sie geben dir, ihr Wort ums Geld,
Und Morgen weis es alle Welt.

Abänderung in den Jahrmärkten:
Schöftland, im Cant. Aargäu, ist der Frühlingsmarkt statt am 1. May, den 31. Merz; und der Herbstmarkt statt am 1sten den 15. Herbstmonat.
Langenthal, im Cant. Bern, ist der Herbstmarkt statt den 2ten nun auf den 21sten Herbstmonat verlegt.